

Retrospektiv erweist sich die chronische Krise der alten Bundesrepublik vor der Übernahme der DDR als ein fast idyllischer Zustand, verglichen mit den gesellschaftlichen Auflösungstendenzen, die sich seit 1989 beobachten lassen.

Klaus Bittermann

Geisterfahrer der Einheit

Kommentare zur Wiedervereinigungskrise



Geisterfahrer der Einheit

Klaus Bittermann

Geisterfahrer der Einheit

Kommentare zur Wiedervereinigungskrise

Edition ID-Archiv
Berlin – Amsterdam

Klaus Bittermann, geboren 1952, lebt in Berlin und ist freier Autor und Verleger der Edition Tiamat. Die zum Teil schon in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Beiträge wurden für die Buchausgabe überarbeitet und erweitert. Buchveröffentlichung u.a.: *Das Sterben der Phantome. Verbrechen und Öffentlichkeit*, Berlin 1988.

Klaus Bittermann
Geisterfahrer der Einheit
Kommentare zur Wiedervereinigungskrise

Edition ID-Archiv
Postfach 360205
10972 Berlin
ISBN: 3-89408-047-7

1. Auflage April 1995

Titel

Eva Meier unter Verwendung eines
Fotos von Christoph Keller

Layout

seb, Hamburg

Druck

Winddruck, Siegen

Buchhandelsauslieferungen

BRD: Rotation Vertrieb
Schweiz: Pinkus Genossenschaft
Österreich: Herder Auslieferung
Niederlande: Papieren Tijger

Inhalt

Die Gespensterwelt der Osis	
Über Geisterfahrer und Duckmäuser	7
Auf jeden Topf paßt ein Deckelchen	8
»Detlev hatte immer Zeit für mich«	13
Der Freiheitskämpfer bei Aldi	19
Von Scheinasylanten und Wirtschaftsflüchtlingen	25
Im Osten nichts Neues	29
Ein Vorschlag zur Güte	33
Nachrichten aus dem Ossi-Land	36
Der Intellektuelle als Kriegshetzer	
Humanität als Euthanasieprogramm	42
Die Wiederbelebung nationaler Gefühle	45
Bernard-Henry Lévy's Landserrromantik	48
Blut und Tränen	52
Die Inflation des Völkermords	57
Dr. Seltsam oder: Wie ich lernte, die Bombe zu lieben	60
Die Fortsetzung des Krieges mit kulturellen Mitteln	
Über künstlerisches Engagement in Zeiten des Krieges	63
Susan Sontag und das Kulturereignis der Saison	64
Die kulturelle Propagandaschlacht in Sarajevo	67
»Bosna!« und die pathische Schlichtheit eines Weltbildes	71
Das Kulturunternehmen BHL	74
Kulturoffensive an der Heimatfront	78
Freunde fürs Leben	
Wie Henryk M. Broder einmal einen »linken Nazi« entdeckt und endlich Anschluß gefunden hat	81

Wie die Identität unter die Deutschen kam	
Die Linke als Geburtshelfer nationaler Gefühle	94
Die Robert-Lembke-Sparschweinfrage	96
Wahn und patriotische Gesinnung	99
Kultur und Beschwörung	102
Geständnisdrang und Bekenntniszwang	104
Patriotismus als Frage geistiger Hygiene	106
Identität im Sonderangebot	110
Der Kampf um die Meinungsführerschaft	114
Die Gefahr aus dem Osten	116

**Begegnungen der vierten Art
oder: Sieger sehen anders aus**

»Überall Stimmen der Menschlichkeit«	121
Über die »erste erfolgreiche deutsche Revolution«	126
Geliebtes Vaterland	129
»Ausländer sind Ausländer«	133
»Mein Freund ist Ausländer« oder auch nicht	134
Menschlichkeit	136
Gerade wir als Deutsche	139
Opfer der Opfer	143
Grosny, Bosnien und die Intellektuellen	145
Über die Fortsetzung eines Skandals	148

**Die Verdienste der Stasi
auf dem Weg zur inneren Einheit**

157

Die Gespensterwelt der Osis

Über Geisterfahrer und Duckmäuser

Seitdem sie in Leipzig »Wir sind ein Volk« skandierten, ist die neutrale Rede von den Osis als der Bevölkerung eines Landes obsolet geworden. Ein in Deutschland seit der *LTI* von Victor Klemperer nicht mehr harmloses Wort (»Volk« wird jetzt beim Reden und Schreiben so oft verwandt wie Salz beim Essen.«) erlebte eine Renaissance, »Volk« wurde zum Kampfbegriff, zur Drohung. Die negative Konnotation der Selbstbezeichnung zum Völkischen, zur Rasse, war nicht bloß die vorübergehende Begleiterscheinung eines historischen Prozesses, sondern drückte bereits die Absicht der Osis aus, damit ernst zu machen, und wie immer in solchen Fällen, ging es als erstes gegen die Ausländer.

Der Verdacht, daß sich in den Massenaufmärschen eine geheime Traditionslinie zur Devise Hitlers »Eine Rasse sind wir nicht, eine Rasse müssen wir erst werden« finden lassen müsse, wurde zur Gewißheit. Zwar nicht als Wiedergeburt des Ariers, aber auch die damals wie heute degenerierte »nordische Rasse«, die dem blond und blauäugigen Ideal nur in Ausnahmefällen entsprach, definierte sich ja hauptsächlich durch die Ausgrenzung des »Andersartigen«, welches für »die Zersetzung des gesunden Volkskörpers« verantwortlich gemacht wurde. In der Zusammenrottung der Osis kam die Phobie, von Fremden im eigenen Land bedroht zu sein, zum Vorschein. Hinter dem Schlachtruf

von Leipzig verbarg sich nur notdürftig seine logische Konsequenz: »Ausländer raus!«

Die Gunst der Stunde war auf der Seite der Osis, und vielen wurde schon beim Zugucken ganz vaterländisch zumute. Die Nationalhymne hatte kurzfristig Hochkonjunktur. Aber hinter dem völkisch geäußerten Wunsch nach sofortigem Anschluß an die BRD steckten nicht nur die Heimins-Reich- und Ausländer-raus-Gefühle, sondern auch die blanke Habsucht auf westlichen Ramsch. Diese ekelhafte Mischung aus Raffgier und Volksgegröle machte die Osis zu einer unverwechselbaren Spezies, weshalb sie in der BRD genauso wie in den Neckermann-Urlaubsländern sofort als Osis identifiziert wurden. Das war bitter für sie, die sich durch die schöne neue Welt des Wirtschaftswunderlandes hindurchfressen wollten.

Daraus wurde nichts. Statt in einer großen Volksgemeinschaft aufzugehen, wurden die Osis als das erkannt, was sie schon immer waren: äußerst unangenehme Zeitgenossen, die auf bisher unbekannte Weise Selbstmitleid und Barbarei als wirksame und erpresserische Waffe einsetzten. Ein Volk wollten die Osis werden, und es kann nicht ausgeschlossen werden, daß daraus noch etwas wird. Die besten Voraussetzungen bringen sie jedenfalls mit: Als Mob auf der Straße haben sie sich bereits qualifiziert.

Auf jeden Topf paßt ein Deckelchen

Der Beginn einer wunderbaren Freundschaft

Vierzig Jahre lang waren die Osis die Vorzeigekommunisten im östlichen Staatenbündnis. Anders als bei den Tschechen und Polen waren Klagen über ihre sozialistische Arbeitsmoral nicht zu vernehmen, und selbst den Luxus des vom Westen spöttisch belächelten Schlendrians leisteten sie sich nicht. Streiks wie in Polen waren undenkbar und riefen bei den Osis heftige Ressentiments hervor. Daß die Polen

ein faules Pack waren, wußten die Osis schon immer, durch die Streiks war der für ihr Vorurteil gar nicht nötige Beweis endgültig erbracht. Statt Solidarität mit den Danziger Werftarbeitern zu üben, achteten sie darauf, daß sich der über die DDR führende Revolutionstourismus aus dem Westen in Grenzen hielt. Schließlich durfte man ja selbst auch nicht mehr nach Polen. Nicht, daß sich die Osis darüber sonderlich aufgeregt hätten, aber in diesem Fall schien ihnen der Gleichheitsgrundsatz schon sinnvoll zu sein. Ihre Aversionen gegen die-noch-weiter-drüben rühren vermutlich aus einer Zeit, in der die Polen als Untermenschen galten. Die Politik der DDR-Regierung kam den Ressentiments der Osis entgegen, und dafür waren sie ihrer Führung, dafür waren sie Honecker und Ulbricht dankbar.

Auch sonst hatten die Osis für die Freiheitsbestrebungen der sozialistischen Bruderländer kein Verständnis: Auch wenn sie 1968 nicht direkt beim Einmarsch der SU in Prag durch den Warschauer Pakt in die Pflicht genommen wurden, hätten sich die Osis auch ohne Militärbündnis nicht zweimal bitten lassen, dem als Sozialismus mit menschlichem Antlitz getarnten Virus aus dem Westen den Garaus zu machen. Jedenfalls ist nicht bekannt, daß sich die Osis zu Solidaritätsaktionen mit den aufmüpfigen Brudervölkern und den gemäßigten Reformpolitikern hinreißen ließen, ja nicht einmal zu einer der damals so beliebten und inflationären »Grußbotschaft an das Volk/die Arbeiter/die Streikenden« (Zutreffendes bitte ankreuzen) reichte es. Solange die internationale Solidarität mit irgendwelchen unterdrückten Völkern irgendwo weit weg auf einem anderen Kontinent gepflegt wurde und nicht im eigenen Land, solange war man auch bereit, die endlosen Solidaritätserklärungen im *Neuen Deutschland* oder auf Parteiversammlungen auf sich niedertröpfeln zu lassen. Kamen dennoch Fremdarbeiter ins Land, waren sie den Osis kaserniert am liebsten, auch wenn sie damals schon darüber murrten, daß

die »Fidschis« und »Mossis«, wie die Ossi die Gastarbeiter aus Vietnam und Mosambik nannten, nur zum »Abgreifen« gekommen wären, plötzlich ihre innige Liebe zu den Ostprodukten entdeckend, über deren Qualität sie sonst nur maulten.

Infolgedessen bleibt der Ossi aus dieser Zeit als zuverlässiger Volksgenosse in Erinnerung, in einer immer etwas zu engen, über den Schwabbelbauch spannenden und auf Hochwasser stehenden Uniform in dezemtem Mausgrau, die ebenso zur verklemmten Geisteshaltung paßte wie zu den zahlreichen Staats- und Betriebsfeiern. Unvergeßlich auch der vom nagenden Neid säuerliche und miesepetrige Befehlston an der ehemaligen deutschdeutschen Grenze, dieses unnachahmliche in der SED-Eintopfsprache geblaffte »Gännse fleisch den Goffäraum aufmachen« oder »Fahne ma rächts ran«, mit dem sie die Westreisenden mit Vorliebe drangsalierten.

Aber obwohl sich die Direktiven der Staatsführung und die Mißgunst der Ossi nahtlos zur Deckung bringen ließen, kann man nicht behaupten, daß sich die Parteiführung unbeschränkter Beliebtheit bei den Ossi erfreute. Und wer die Jubelparaden bei den Aufmärschen zum Ersten Mai dahingehend interpretiert, hat keine Ahnung von deren Psychologie. Was die Ossi ihrer Führung wirklich ankreideten, war, daß sie im Leistungsvergleich der Systeme hoffnungslos unterlegen waren. Was waren schon billige Mieten, kostenlose Krankenversorgung und Arbeitsplatzgarantie gegen ein schnelles Westauto? Später, als die Ossi es dann endlich hatten, setzten sie es an den nächsten Baum und jammerten über steigende Mieten, eine teure Krankenversicherung und Arbeitslosigkeit.

Dabei geht es ihnen gar nicht so schlecht, wie neuere Untersuchungen ergeben haben. 94 Prozent der ostdeutschen Haushalte können inzwischen den wichtigsten Fernbedienungs-Gebrauchsgegenstand im nußbaumfurnierten

Wohnzimmer ihr eigen nennen: den Farbfernseher. Damit haben sie die westliche Quote um 5 Prozent überflügelt, oder, wie es in der Ostsprache korrekt heißen würde, »das Plansoll übererfüllt«. Auch in allen anderen unverzichtbaren Dingen des alltäglichen Schonbezuglebens haben die Ossi nachgerüstet. Aber allein die Vorstellung, es könnte ihnen schlechter gehen, bereitet den Ossi argen Kummer. Nirgendwo sonst ist das Denken im Konjunktiv so sensibel, dabei schmalzt und schleimt doch jetzt auch da drüben das Zukunftsangstbewältigungsduo Peter Alexander und Heintje aus der Flimmerkiste. Wozu haben die Ossi sonst eine Revolution aufs Parkett gelegt, wenn nicht für diese kulturelle Bereicherung im rechteckigen Format der Geselligkeit?

Immer wieder wird der Vergleich zwischen dem Nationalsozialismus und der DDR bemüht, um deutlich zu machen, unter welcher unmenschlichen Diktatur die Ossi gelitten hatten. Vergeblich wird man jedoch nach den sechs Millionen Ermordeten fahnden, die man dem SED-Regime gerne unterschieben würde. Nicht mal ein paar richtige stalinistische Schauprozesse hatte es gegeben, an denen man sich heute delectieren könnte, obwohl die SED-Genossen immer als die Müsterschüler Stalins galten. Selbst in diesem Heimspiel hatte die DDR nur eine Posse zustandegebracht, die zwischen Harich und Janka dann noch einmal aufgewärmt wurde und außer einem überflüssigen Buch nichts hinterließ. Oder waren es zwei? Statt Terror, Krieg und Verwüstung mit sich zu bringen, war die DDR für ihre Bewohner vielmehr eine Insel des Friedens, auch wenn es hinter den Kulissen etwas muffelte. Dennoch haben der Nationalsozialismus und die DDR etwas gemeinsam. Aber diese Gemeinsamkeit ist für die Ossi alles andere als schmeichelhaft, denn für sie trifft zu, was Hannah Arendt über die Deutschen zwischen '33 und '45 schrieb: »Es gab im Dritten Reich nur wenige Menschen, die die späteren Verbrechen des Regimes aus vollem Herzen bejahten, dafür aber eine

große Zahl, die absolut bereit waren, sie dennoch auszuführen.«

Nur der Tatsache, daß die staatliche Repressionsmaschine der DDR mit internationalen Standards nicht Schritt halten konnte und der damit zu verzeichnende Erfolg geradezu harmlos war im Vergleich zur Einführung des Kapitalismus in den ehemaligen Ostblockländern, haben es die Osis nach zu verdanken, daß sie gar nicht die Möglichkeit hatten, sich so aufzuführen, wie es die Deutschen unter Idealbedingungen offensichtlich gerne tun. Auch wenn die Osis mit ihrer Regierung nie so recht zufrieden waren, behielten sie ihre Meinung lieber für sich. Dennoch waren sie bereit, »Pionier- und Spitzenleistungen im ökonomisch-kulturellen Leistungsvergleich« zu erbringen. Was immer diese »Pispilei im Ökulei« (so die korrekte Abkürzung im DDR-Sprachgebrauch) gewesen sein mögen (vielleicht sowas wie ein in den realsozialistischen Jargon übersetzter Voodoo-Zauber?), die Osis taten auf Geheiß der Partei anscheinend sehr mysteriöse und obskure Dinge, die offensichtlich nur dazu da waren, um die Gefolgschaftstreue zu testen. Man könnte diese zwischen dezentem Murren und vorbehaltloser Pfadfinderbereitschaft schwankende Haltung als eine Art kritischen Opportunismus bezeichnen, nur daß sich das Kritische quasi ins innere Exil verflüchtigte und somit nur der Opportunismus übrigblieb, davon aber üppige Portionen.

Unter der Partei, die sich in den Alltag, in die Arbeit und die Familie einmischte und deshalb durchaus enervierend hätte sein können, haben die Osis mitnichten gelitten. Wurden sie etwa dazu gezwungen, ihre Kinder in die FDJ zu schicken? Nicht mal mit Bananen brauchte man sie dazu zu ködern. Mußte man sie etwa in irgendwelche Betriebszellen prügeln? Keine Extraration Schokolade wurde ihnen dafür in Aussicht gestellt. Waren sie auf ihre jungen Pionierpimpfe nicht mindestens so stolz wie die Deutschen auf ihre Hitlerjugend? Aber sicher! Und so merkwürdige Gepflogenheiten

wie die »Jugendweihe«, von der man auf Anhieb nicht weiß, ob sie der Epoche vor oder nach '45 entstammt, die man in jedem Fall für einen heidnischen Kult halten könnte, erfreuen sich bei den Osis nach wie vor großer Beliebtheit.

»Detlev hatte immer Zeit für mich«

Die friedliche Koexistenz von Stasis und Osis

Der mit Abstand beliebteste Verein jedoch mit dem größten Zulauf aus allen Altersschichten ohne Ansehen von Rang und Beruf war die Stasi. Folgt man den täglich neuen Enthüllungen über IMs, den auszugsweise veröffentlichten telefonbuchlangen Listen von Spitzeln, wird man den Verdacht nicht los, daß die Objekte der Ausspähung in der hoffnungslosen Minderzahl waren. Da blieb es natürlich nicht aus, daß sich die Osis gegenseitig bespitzelten, woraus sich schließen läßt, daß es sich dabei um eine Art Volkssport gehandelt haben muß, der als Dienst an der Allgemeinheit und nicht als ehrenrührige Tätigkeit verstanden wurde. Immer mehr stellt sich jedenfalls heraus, daß es kaum jemanden gegeben hat, der nicht ein bißchen mit der Stasi gekungelt und geschunkelt hatte.

Weil aber die massenhafte Erhebung von absolut unwichtigen Informationen genauso sinnlos ist wie jeder andere beliebige Volkssport, kann man dem mangelnden Unrechtsbewußtsein der Osis sogar eine gewisse Plausibilität abgewinnen. Nichts Langweiligeres und so völlig ohne Belang als die in den Feuilletons breitgetretenen Verdächtigungen und aufgeblasenen Entlarvungen oder die als schwerverkäuflicher Ramsch auf den Buchmarkt geworfenen Spitzelberichte und Aktenvermerke. Die haben bei der Lektüre die gleiche Wirkung wie Valium, und wie beim ähnlich ermüdenden Büttnerreden müßte man schon durch ein Tusch aufgeweckt werden, um an der richtigen Stelle gähnen zu können. Daß mit diesen Einschläferungsmittelchen

in der Öffentlichkeit nun herumgewedelt wird, ist höchstens peinlich, hat aber weder mit Schuld etwas zu tun, noch taugen sie als Beweis für ein verbrecherisches Regime. Wenn es den Osis Spaß machte, sich gegenseitig in ihrer Intimsphäre zu beschnüffeln, dann mag das zwar in anderen Kulturkreisen etwas befremdlich erscheinen, nicht weniger befremdlich ist jedoch auch das voyeristische Interesse an diesem eher unappetitlichen Detail in der Psychologie der Osis, von dem bezeichnenderweise die sich als DDR-Opposition mißverstehenden Ost-Dichter und Ost-Pastoren gar nicht genug kriegen können, jedenfalls solange keine Akte über sie selbst gefunden wird.

Über die Nachstellungen der Stasi beklagt sich am meisten die Opposition, die diesen Namen deshalb kaum verdient, weil sie sich hinter den Rockschoßen der Kirche verschanzte und ihre Kritik ungefähr den Koffeingehalt vom »Wort zum Sonntag« hatte. Mitleid mit dieser Sanso-Schmuseopposition, die es schon für einen Widerstandsakt hielt, wenn sie einen Liederabend veranstaltete oder über die Methoden des sanften Gebärens plauderte, mußte man höchstens deswegen haben, weil ihre selbstgestrickte Lyrik, ihre zusammenschusterten Klampfenstücke und ihr kryptisches Öko- und Friedensgefasel mit subversivem Gedankengut verwechselt wurde. Weil sie aber nicht bloß einfältig war, sondern vor allem ein Verein von Nervensägen, muß man zugeben, daß die Maßnahme Mielkes, einige von ihnen in den Westen abzuschieben, eine Wohltat für die geplagten Stasis gewesen sein dürfte, eine Tat außerdem, zu der man ihn nur beglückwünschen konnte. Denn Mielke durfte sich sogar die berechnete Hoffnung machen, sich ihrer als Geheimwaffe gegen den westlichen Kulturbetrieb bedienen zu können, der durch die unerträglichen Laienprediger mit dem Verfolgtenbonus noch unerträglicher wurde als er vorher schon war.

Damals, als es noch nicht ganz zu spät war, wandte sich Wiglaf Droste mit der »Bitte um humanitäre Hilfe« an

Erich Honecker, den abgeschobenen Stefan Krawczyk doch wieder zurückzunehmen. Vergebens. Die Rache des alten Politbürokadens ist fürchterlich; der durch die DDR-Blindgänger angerichtete Flurschaden in der Medienlandschaft nicht mehr gutzumachen. Heute setzt Krawczyk seine subversive Tätigkeit bei der PDS fort und tut sein Bestes, um die potentiellen Wähler der Partei zu vergraulen.

Die Stasi war also in einer gewissen Weise ziemlich durchtrieben und clever, was dem Bild vom stalinistischen Instrument ganz und gar nicht entspricht. Außerdem erfüllte sie für die Osis einfach auch eine therapeutische Funktion. Drogentote, Rauschgiftsüchtige, Penner und Bettler verunzierten im Osten nicht das Straßenbild. Da mußte niemand im gesellschaftlichen Abseits stehen, da mußte niemand einsam und auf sich selbst zurückgeworfen sein, dafür gab es mitfühlende und aufmerksam zuhörende Führungsoffiziere, die als Seelenklempner mit der westlichen Kummerkastenrubrik »Fragen Sie Frau Irene« aufs heftigste konkurrierten. »Die Stasi hat mir Wurzeln gegeben, hat mir Geborgenheit vermittelt. Ich konnte Tag und Nacht anrufen, Detlev hatte immer für mich Zeit.« Wer wollte der hilfsbedürftigen Seele von Monika, von der diese rührseligen Zeilen stammen, oder der herzensguten von Detlev, dem Ostmodell einer Avonberaterin, ernsthaft böse sein? Sie etwa, der Sie gerade so beleidigt aus der Wäsche gucken?

Im Gegensatz zu dem von Hast, Konkurrenz und Zeitist-Geld getriebenen Wessi, so hieß die frohe Botschaft hinter Monikas zerknirschem Wurzelbekenntnis, nahmen sich die Osis Zeit füreinander, standen sich mit Rat und Tat zur Seite, spendeten sich Trost und Hoffnung, lauschten, horchten, brabbelten und salbaderten. Noch heute glauben die Osis daran, daß ihre Welt »rein zwischenmenschlich gesehen« eine Art verlorenes Paradies gegenseitiger Hilfe und Kommunikationsfreude gewesen sei. Bei vorurteilsloser Betrachtung muß man jedoch feststellen, daß ihr Alltag schon

immer von blankem Neid und spießigem Ressentiment geprägt war. Nichtsdestoweniger glauben die Osis tatsächlich, an sich eine humane Eigenschaft entdeckt zu haben, dessen Verlust bei ihnen heute Sehnsüchte nach der guten alten Zeit weckt, aber in der sentimental Verklärung der Vergangenheit leugnen sie die Voraussetzung, die zum Bespitzen als Volkssport führte, nämlich daß man den anderen nicht leiden konnte, weil man in ihm die eigene Schäbigkeit wiedererkannte. Nun würden die Osis gegen solche Unterstellungen aufs heftigste protestieren, und zur Widerlegung der These von der symbiotischen Beziehung zwischen Stasis und Osis würden sie sogar die Statistik aus dem Hause Gauck auf ihrer Seite haben, derzufolge »nur« 150 000 DDR-Bürger »als IMs bei der Staatssicherheit gewirkt« hätten. Aber selbst die Richtigkeit einer solchen Zahl vorausgesetzt, denn die Dunkelziffer ist bekanntlich immer um einiges höher, ganz zu schweigen von den ganz normalen Angestellten der wahrscheinlich größten Behörde auf deutschem Boden, schneiden die Osis deshalb noch lange nicht besser ab.

Spätestens nach Hoyerswerda und Rostock müßte sich jeder Mensch mit einem halbwegs intakten moralischen Empfinden fragen, ob die Stasi nicht vielleicht doch eine nützliche Einrichtung war, denn immerhin sind unter ihrem wachsamen Auge 40 Jahre lang derartige Pogrome nicht vorgekommen. Und wirklich beschleicht den fassungslosen Beobachter angesichts der dosenbierausdünstenden, aufgeschwemmten, von Jogginganzügen unzulänglich verhüllten, deformierten Fettmassen mit den signalroten Alkoholbirnen das Gefühl, daß die Stasi gar nicht so übel war. Schon aus rein ästhetischen Gründen hat sie sich zweifelsfrei Verdienste erworben, als sie diese Osis unter Verschuß hielt. Und auch Heiner Müllers Antwort auf die Stasivorwürfe hätte dann durchaus etwas für sich, jedenfalls wäre nicht auszuschließen, daß die Staatssicherheit die einzige intelligente

Adresse in der DDR gewesen war, mit der man reden konnte. Die Stasi also als intellektueller Debattierklub oder als soziales Unternehmen, das die Osis erfolgreich an der Verwirklichung ihrer geheimen Wünsche gehindert hat? Will das jemand? Nein? Dann muß er auch anerkennen, daß der Verdacht von der friedlichen Koexistenz von Stasis und Osis nicht mehr von der Hand zu weisen ist.

»Millionen Deutsche litten unter der Stasi, diesem orwellhaften System der Überwachung und Einschüchterung – und leiden noch immer unter den Folgen«, heißt es, und man braucht kein Hellseher zu sein, um zu wissen, daß die Osis dieses überall herumposaunte Märchen von den bösen Räufern mit den Deutschen in der Rolle von Hänsel und Gretel für die lautere Wahrheit halten und sofort mit einem Meineid bezeugen würden. Dabei weiß man doch spätestens nach der Veröffentlichung der Memoiren Vera Wollenbergers, daß sich die Osis auch für eine Blumenkohlsuppe von der Stasi anwerben ließen. Und was heißt schon »orwellhaftes System der Überwachung«, wenn jeder weiß, daß die DDR dafür weder das technologische Know-how noch die High-Tech hatte, um die Osis flächendeckend zu kontrollieren? Mit dem primitiven, aus dem letzten Jahrhundert stammenden Spitzelbericht in fünffacher Ausfertigung läßt sich jedenfalls kein Orwellstaat machen, der inzwischen ja auch schon etwas antiquiert und angestaubt ist, und jeder Sicherheitsexperte im Westen würde über die rührenden Methoden der Stasi nur milde lächeln. Und überhaupt: Haben die Millionen leidenden Deutschen denn nicht sowieso alles getan, um der Regierung keinen Grund für Beanstandungen an ihrem Verhalten zu geben? Fragen über Fragen und keine vernünftige Antwort.

Als »Leibeigene einer internationalen kriminellen Vereinigung« sehen sich die Osis, um aller Welt drastisch vor Augen zu führen, wie gemein, niederträchtig und hinterhältig die Stasi war, die sie sogar zu »Erfüllungshelfern dieser

Bande« herabgewürdigt hat. Wenn diesen Worten einer gewissen Irene Böhme schon kein Gedanke zu entnehmen ist, so doch zumindest ein Hintergedanke. Die Milchmädchenrechnung in Ostwährung lautet, daß man als Sklave für seine Taten nicht verantwortlich ist. Daß eine kriminelle Vereinigung Sklaven produziert, also Wesen, denen angesichts der unmittelbar drohenden Todesstrafe nichts anderes übrig bleibt, als zu tun, was man von ihnen verlangt, ist einmalig in der bisherigen Geschichte und auch ein bißchen lächerlich, weiß man doch spätestens seit der RAF, daß eine solche Organisation geradezu auf selbständig handelnde Individuen, auf flexible, entscheidungsfreudige und starke Persönlichkeiten angewiesen ist. Die Ossi waren nicht einmal insofern Leibeigene, als sie sich deren Mentalität zu eigen gemacht hätten, denn aus einem stolzen »Morituri te salutant« machten sie ein verdruckstes »Hoch auf unseren Genossen Staatsratsvorsitzenden«.

Unterstellt man dem Argument vom Ossi als »Leibeigenem« und erniedrigten »Erfüllungsgehilfen«, d.h. als Opfer, eine Logik (was gar nicht so einfach ist, aber was tut man nicht alles, um auf die Ossi – schreckliche Vorstellung – »zuzugehen«), dann sollte man meinen, daß mit dem »Sturz des Honecker-Regimes« und seit der Wiedervereinigung aus Knechten Citoyens geworden sind, denen ihr Erfüllungsgehilfendasein wie Schuppen von den Augen gefallen ist. Ein bißchen plötzlich vielleicht, aber seien wir großzügig gegenüber den »lebendig eingemauerten« Brüdern und Schwestern aus dem ehemaligen »DDR-Volksgefängnis«. Die abgepreßten Schnüffeldienste als Stasibüttel mußten dem neugebackenen Bürger aus dem Osten inzwischen so widerwärtig sein, daß es gar keine Frage ist: Für die nächsten drei Generationen sind die Ossi für derartiges nicht mehr zu gebrauchen. Aber während gerade mit heißer Nadel an der neuesten Stasigreuelat gestrickt wird, die Druckfarbe der Zeugnisse von, aus und über IMs noch nicht trocken ist,

lassen sich Ossi bereits für den nächsten Verein von Hilfssheriffs anwerben, der dem Bundesgrenzschutz bei der »Abwehr der Asylantenflut« an der Ostgrenze behilflich sein soll, d.h. für eine paramilitärische Organisation, die dem Ossi aus vergangenen Zeiten eigentlich ziemlich bekannt vorkommen mußte. Und diesmal müssen sie keinen Staatsfeind, der aus irgendwelchen Schwertern Pflugscharen basteln wollte, beim Entleeren der Mülltonne zugucken, sondern dürfen mit Radargeräten und Infrarot spielen, Menschen im Nahkampf ganz legal die Knochen brechen, zurück in die Oder schmeißen oder ein bißchen an ihnen herumkokeln, wofür sie in Hoyerswerda und Rostock schon mal üben durften.

Der Freiheitskämpfer bei Aldi

Die Bananen-Revolution und ihre peinlichen Folgen

Mit der beschaulichen und durchaus friedfertigen Stimmung, die eine Regierung und ein Volk, die perfekt zueinander passen, eben erzeugen, war es 1989 vorbei. Wie der Esel, der aufs Eis geht, wenn es ihm zu gut geht, waren die Ossi von einem unstillbaren Heißhunger nach Westware getrieben. Schuld daran war ihre Raffgier, die sich schon zu DDR-Zeiten im unentwegten Organisieren von Gegenständen herausgebildet hatte. Dabei drehte es sich bei diesem Spiel weniger darum, daß die Ossi etwas brauchen konnten, sondern darum, daß sie es besaßen. Im Vergleich der Systeme stellten sie fest, daß es im Westen noch viel mehr zu holen gab, die BRD mithin das Land war, das ihre unersättliche Sucht nach Plunder befriedigen konnte.

Deshalb flüchteten die Ossi massenhaft in die BRD-Botschaften von Budapest, Prag und Warschau und stellten die örtlichen Behörden vor erhebliche sanitäre und humanitäre Probleme. Ohne Not und Gefahr fürs eigene Leben führten die Ossi rücksichtslos gegen sich und andere un-

haltbare und chaotische Zustände herbei. Im Gegensatz aber zur Toleranz, mit der man den Wirtschaftsflüchtlingen in Prag begegnete, haben die Osis für Flüchtlinge, die aus wirklichen Krisengebieten kommen und deren Leben tatsächlich auf dem Spiel steht, nichts übrig.

Das Kleinliche, Stöckige, Miefige der DDR-Zeit hatte sich Luft verschafft. Zunächst in einer Flucht, die der von einem sinkendem Schiff glich, nach dem Motto »Rette sich wer kann«, ganz gleich, wer dabei auf der Strecke bleibt, den letzten beißen eben die Hunde. Für die Stabilität der Psyche schien es nicht mehr auszureichen, sich gegenseitig und außerdem noch folgenlos bei der Stasi zu verpetzen, weil Elfriede mal wieder über das Waschpulver gemeckert hatte. 17 000 Familienväter suchten das Weite und überließen die verlassenen Frauen und Kinder ihrem Schicksal. Man hätte als unbeteiligter Beobachter den Eindruck gewinnen können, in der DDR wäre der Bürgerkrieg ausgebrochen, marodierende Banden und Killerkommandos auf ständiger Suche nach dem nächsten unschuldigen Zivilopfer, welches unter Hunger und Seuchen schon genug zu leiden hat, weshalb sich alle zivilisatorischen Mechanismen und familiären Bande in Auflösung befanden. Nichts dergleichen ließ sich beobachten, und wenn von Krieg überhaupt die Rede sein konnte, dann von dem Krieg in den Familien, der den westlichen Verwandten während ihrer Besuche als zutiefst quälend und deprimierend in Erinnerung ist.

Weil die DDR-Regierung, bekannt aus Film, Funk und Fernsehen für massenhaft begangene Greuelataten, die humane Größe besaß, die verantwortungslosen Osis mit der Schlußverkaufsmentalität und dem Bananenhunger gehen zu lassen, durften sich die Zurückgebliebenen ermutigt fühlen, die »erste friedliche Revolution auf deutschem Boden« zu begehen, von der heute kaum jemand mehr etwas wissen will und die so peinlich ist wie früher die ganze DDR. Obwohl die Staats- und Parteiführung vor ihrer eigenen Po-

litik kapitulierte und freiwillig das Feld räumte, hielten sich die Osis ernsthaft für Freiheitskämpfer, die eine Regierung gestürzt hatten. Gegenüber diesem Aberglauben kann sogar eine gewagte These wie die, daß die Regierung von den duckmäuserischen und opportunistischen Osis die Nase voll hatte und deshalb kampflös das Feld räumte, mehr Plausibilität für sich in Anspruch nehmen.

Sich selbst zum Befreiungshelden zu stilisieren, hieß, die Verhältnisse in der DDR als Willkürregime zu denunzieren, das die Menschen massenweise hinter Gitter sperrte und zu Dutzenden vor die Erschießungskommandos stellte, während die Osis an dieser Diktatur doch selbst fleißig mitgewirkt hatten, unter der man Karriere gemacht oder zumindest ein erträgliches Auskommen gefunden hatte.

Daß sie sich mit den Verhältnissen arrangierten, ist ein menschlicher Zug und ihnen nicht vorzuwerfen. Weil die Osis aber den sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat nicht etwa durch passiven Widerstand mürbe machten, sondern sich nach Kräften bemühten, das Staatssicherheits- und andere Plansolls zu erfüllen, wird im nachhinein auch klar, warum der Sturm auf das MfS-Gebäude so harmlos verlief. Die Wut auf die »Zentrale des Terrors« hielt sich in Grenzen, weil diese für die Osis viel mehr eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bedeutete als ein Instrument der Unterdrückung. Daß die ostdeutsche Variante vom Sturm auf die Bastille überhaupt stattfand, läßt sich aus dem Ärger darüber erklären, daß die einst so übermächtigen staatlichen Organe von selbst ihren Geist aufgegeben hatten, mithin die Einsicht, daß man Jahrzehnte lang auf einen Pappkameraden hereingefallen war, nicht gerade erhebende Gefühle hervorrief.

Sich als einen die SED-Diktatur furchtlos beiseitefegenden Revolutionär feiern zu lassen, aber bloß gegen Windmühlen gefochten zu haben, als politisch verfolgtes Opfer bedauert zu werden, aber nur den neuen Mittelklassewagen

von Opel im Kopf zu haben, konnte nicht lange gut gehen. Selbst dem gutwilligsten Trottel im Westen wurde der Kaufrusch der Osis schnell zuviel, und durch das massenhafte Einfallen in Westberlin und den grenznahen Bezirken waren sie obendrein zu einer schwer zu ertragenden Belästigung geworden. Die sogenannte Wiedersehensfreude nach vierzig Jahren Trennung hatte wenig mit der Liebe zum Nächsten zu tun, sondern mit der Liebe der Osis zu Beate Uhse, Bananen und Aldi. Die Osis zeigten sich ohne Scheu von ihrer ungemütlichen Seite. Es gab also keinen Grund, die Osis zu mögen, weshalb dann auch die offiziellen Wiedervereinigungsfeiern ziemlich trostlos verliefen. Der Lack vom Freiheitskämpfer war ab, die Verwicklungen mit der Stasi wurden immer offensichtlicher. Der Ossi hatte sich als ziemlich jämmerliche Gestalt entpuppt.

Und er litt zunehmend an Realitätsverlust. Konnte er die Einheit zuerst nicht schnell genug bekommen, fühlt er sich jetzt von den Wessis überfahren und betrogen. Als bemitleidenswerte und arme Kreatur halten es die Osis für selbstverständlich, daß die Wessis ihnen unter die Arme greifen. »Nicht über die Kosten aufregen, wir haben mit vielen Jahren verlorenen Lebens bezahlt«, sagen sie und glauben allen Ernstes daran, daß ihnen der Westen eine Art Wiedergutmachung schulde. »Nicht immer ans Geld denken«, halten sie den Wessis vor und denken selbst immer nur an das eine. Jede Mark, die nicht in den »Aufschwung Ost« fließt, halten sie für Verschwendung und eine ihnen unrechtmäßig vorenthaltene Unterhaltszahlung. Bitter beschwerten sie sich darüber bei den Wessis: »Sie tun, als ob wir ihnen was wegnehmen, könnte ja eine Mark in der Lohntüte fehlen.« Selbst auf eine Mark in der Lohntüte zu verzichten zugunsten von Leuten, die noch weniger haben als sie, käme einem Ossi jedoch zu allerletzt in den Sinn.

Seitdem steckt ganz tief in ihm eine Verletzung, eine »Wut über die grobe Vereinnahmung des Ostens durch die

westdeutschen Sieger«. Das im Chor vorgetragene Lamento ist dabei so einfach gar nicht zu verstehen. Hinter der bedrohlichen Forderung nach Anschluß mit der Parole »Kommt die D-Mark, bleiben wir, kommt sie nicht, dann ...« kroch unterwürfig die völlige Selbstpreisgabe hervor. Der so unter Druck stehenden BRD-Regierung blieb da gar nichts anderes übrig, als ihre Skrupel abzulegen und der Einladung der Osis nachzukommen. Einer Regierung, der man solche Avancen macht, kann man später nicht vorwerfen, sie hätte sich unrechtmäßig an der Unschuld einer Bevölkerung vergriffen, selbst dann nicht, wenn sie in der DDR wie in einem Selbstbedienungsladen zugegriffen hätte. Aber in den Regalen herrschte bis auf ein paar Dosen mit radioaktivem Müll gähnende Leere, und in der einen oder anderen verstaubten Ecke stehen immer noch die vergammelten Betriebe, die die Treuhand lange Zeit auf dem internationalen Kapitalmarkt wie Sauerbier anbot und wenn überhaupt, dann nur mit riesigen Verlusten losschlagen konnte, mit Zugeständnissen und Gepflogenheiten obendrein, die man bislang nur aus der Planwirtschaft kannte.

Waren es früher nur Bohnenkaffee und Schokolade, fordern die Osis jetzt quengelnd und gebieterisch zugleich Milliardenzuschüsse für eine Investitionsruine. Dabei hätten die rudimentärsten Kenntnisse im Pflichtfach Politische Ökonomie auch etwas Minderbemittelten zur Einsicht verhelfen können, daß eine Wirtschaft, ganz gleich wie potent sie sein mag, nicht 16 Millionen trübe Tassen verkraften, genausowenig wie sie aus einer abbruchreifen international konkurrenzfähige Volkswirtschaft machen kann. Als der Wirtschaft dann auch im Westen langsam die Luft ausging, konnten nur 21 Prozent der Osis einen Zusammenhang herstellen zwischen den Milliardenzuschüssen für den Osten und einer Gefährdung von Wirtschaft und Wohlstand im Westen. Kein Wunder auch, denn 80 Prozent der Schreihälse wissen nicht, wie hoch die jährlichen Transferzahlungen

von Westdeutschland in den Osten sind, wenn sie überhaupt wissen, daß es sie gibt, und nur ganze acht Prozent von ihnen tippen auf über hundert Milliarden, immerhin nur um lumpige fünfzig Milliarden verschätzt.

Dennoch glaubten die Osis nur zu gerne an die vom Kanzler versprochenen »blühenden Landschaften« im Osten Deutschlands. Diesem Schlaraffenlandglauben, der die gegen ihre Führung angeblich so skeptischen Osis ziemlich dumm aussehen ließ, denn selbst Honeker hatte nicht so dick aufgetragen, folgte nun ein Lehrstück in marxistischer Krisenökonomie. Jahrelang wurde den Osis in den DDR-Schulen eingetrichtert, wie verheerend sich der Kapitalismus auswirkt; im beliebten Westfernsehen wurden sie über die steigenden Arbeitslosenzahlen informiert, und nun können sie es nicht fassen, daß sie nicht etwa einer plumpen Propagandalüge aufgefressen waren, sondern die Marktwirtschaft tatsächlich so funktioniert, wie »Sudel-Ede« immer behauptet hatte. Aber statt, wie angekündigt, der Regierung wegen der auslaufenden Beschäftigungsgarantie oder der Schließung ganzer Wirtschaftszweige einen heißen Sommer, Herbst oder Winter zu bereiten, gingen sie auf die Ausländer und Asylanten los. Nur wenn keine zur Verfügung standen, versuchte man es zur Abwechslung mal mit einem Arbeitskampf, aber selbst den verwechselten sie mit einem Hungerstreik. In einer ostdeutschen Kleinstadt mit einem so häßlichen Namen, daß man ihn nicht in den Mund nehmen möchte, wurde ein Kalibergwerk geschlossen, welches nicht nur ökologisch unverträglich, sondern auch ökonomisch unrentabel war. Und obwohl den Kali-Kumpeln Beschäftigungsgarantien in anderen Bereichen angeboten wurden, machten die Osis auf diese widerliche Mitleidstour, die im Westen gut ankam, weshalb man den Fernseher nicht anschalten konnte, ohne daß sie ständig den Bildschirm okkupierten. Wenn man sie dann auf Pritschen liegend sah, mußte man feststellen, daß noch nie jemandem, soviel Medien-

aufmerksamkeit zuteil wurde, der nichts weiter tat als eine dringend nötige Abmagerungskur.

Von Scheinasylanten und Wirtschaftsflüchtlingen

Die Angst der Osis vor den Ausländern

Ergebnis der Wiedervereinigung war eine gespenstische Situation. Die selbstverschuldete Enttäuschung verschaffte sich im klassischen Mobverhalten Luft, denn statt den nur aus dem Geschichtsunterricht bekannten Klassenkampf mal auszuprobieren, was seit Einzug kapitalistischer Verhältnisse die erste sinnvolle Betätigung gewesen wäre, haben die Osis nach einem Sündenbock gesucht und ihn schließlich auch gefunden. Am 7. April 1991 forderte der im Osten tobende Haß auf Ausländer sein erstes bekanntgewordenes Todesopfer, als der Mosambikaner Jorge Gomondai in Dresden zusammengeschlagen und aus der Straßenbahn geworfen wurde. Hoyerswerda und Rostock waren seither nur die pogromartigen Höhepunkte, die Highlights einer nur schwer auseinanderzuhaltenden Einheitsfront von Osis und Rechtsradikalen, von übriggebliebenen Nazis, Partei-spießern und jugendlichen Schlägern, eines Mobs auf Bündnissuche nach der Elite, die ihn nicht bloß vor der Öffentlichkeit in Schutz nimmt, nicht bloß entschuldigt, bedauert und als unschuldiges Opfer präsentiert, was die zu Posten und Ämtern gekommenen ehemaligen Pflugscharenoppositionellen seitdem ja auch tun, sondern die endlich seine Führung übernimmt, um seine ungezügelte Mordlust in geordnete Bahnen zu lenken.

Obwohl der Osten Deutschlands mal gerade soviel Ausländer hat wie Frankfurt am Main und »Fremde« mit einer statistischen Wahrscheinlichkeit von nur einem Prozent auftauchen, glauben die Osis ernsthaft daran, daß dieses eine Prozent den restlichen 99 Prozent Osis Arbeitsplätze und Wohnungen wegnimmt. Auf die Idee, daß der Mangel an

Arbeitsplätzen mit den Segnungen des westlichen Wohlfahrtsstaats zusammenhängt, kommen sie nicht, und ihre vergleichsweise komfortablen Plattenbauwohnungen würden sie auch nicht mit den abbruchreifen und überfüllten Unterkünften oder Wohncontainern der Asylsuchenden tauschen.

Geheimnisvolle, gar überirdische Kräfte dichten sie dabei den Ausländern an, einen gigantischen Wohnungverschleiß und eine sagenhafte Arbeitswut, werden aber nie müde, über die Faulheit der Ausländer zu schimpfen. Sagt der TV-gewordene Westspießler Motzki das gleiche von den Ossis, fühlen sie sich verunglimpft und sind schwer beleidigt. Dabei muß man ziemlich bescheuert sein, um die pädagogische Absicht der ARD-Serie nicht zu merken, die jede noch so spärlich gesäte Wahrheit in ein Vorurteil verbiegt, das den Ossi in Gestalt der pfiffig dargestellten Ost-Schwägerin Edith zum Sieger über das arme Würstchen aus dem Westen macht. Immerhin wurde man Zeuge einer der seltenen Gelegenheiten, wo die aus dem Osten glaubten, sich wehren zu müssen, aber die Serie für Dumpfbacken und Hohlköpfe war ungefähr so berauschend wie die Doppeldeutigkeit, die im Namen der Sendung »Trotzki« anklingen sollte. In Sachen Vorurteil wollte man sich vom Westen nichts vormachen lassen, und das ist denen da drüben auch gelungen.

Verunreinigte Grünflächen gehen den Ossis schwer an die Nieren, und die unerträglichen sanitären Zustände steigern ihr Herzinfarktrisiko, als ob sie wegen hygienischer Probleme mit ihren eigenen Toiletten besonders dazu verpflichtet seien, die Klos anderer zu inspizieren. Statt den Ausländern menschenwürdige Wohnmöglichkeiten zu gewähren, wie sie den Ossis nach ihrer Flucht aus der DDR zugestanden wurden, vertreiben sie die Ausländer erfolgreich aus ihren Städten und Gemeinden.

Verfolgten aus den ehemals sozialistischen Bruderländern, wie den Sinti und Roma aus Rumänien, wollen sie kein

Asyl gewähren, hielten sich aber selbst einmal für Verfolgte und nahmen als tatsächliche Scheinasylanten das ihnen überhaupt nicht zustehende Recht wie selbstverständlich in Anspruch. Als Wirtschaftsflüchtlinge beschimpfen sie die Opfer von Regimen, über deren repressive Qualität die Ossi doch am besten Bescheid wissen müßten, und gaben selbst das beste Beispiel für einen Wirtschaftsflüchtling ab.

Ein Vorzeigeossi mit Filzwolle im Gesicht, wie Thierse, behauptet, daß sich seine Stammesgenossen nur langsam und vorsichtig an die Fremden gewöhnen könnten, ohne auf die Idee zu kommen, daß man umgekehrt nur vorsätzlich und mit böswilliger Absicht jemandem die Ossi an den Hals wünschen kann.

Es gebe keine »rechtlichen, politischen oder humanitären Gründe«, sagte der ehemalige Innenminister Mecklenburg-Vorpommerns Lothar Kupfer, den als Vertragsarbeitern angeworbenen Vietnamesen ein generelles Bleiberecht einzuräumen. Bedauerlich auch, daß man »die nicht alle einsperren könne, leider«. Nicht deswegen mußte Kupfer zurücktreten, nicht einmal eine Anzeige wegen Volksverhetzung bekam er, sondern den Beifall der Ossi, denen er ruhig noch etwas radikaler hätte sein können.

Als »Störfaktor in den zwischenmenschlichen Beziehungen« gelten dem Ossi die Ausländer, während er nichts dabei fand, Familie und Freunde bei der nächsten Stasidienststelle zu verpfeifen.

Als »Umweltverschmutzer« werden Ausländer in einem Land bezeichnet, in dem es gar nichts mehr zu verschmutzen gibt und durch das man am besten mit Vollgas und geschlossenen Fenstern fährt.

Weil Asylbewerber in den Augen der Ossi unberechtigterweise Sozialhilfe beziehen, halten sie es für legitim, diese zu malträtieren. Betrug schreien sie, während sie beim Begrüßungsgeld ihre Kinder mehrere Male losschickten, um abzukassieren, und ihnen bei der Währungsunion das Zehn-

fache ihres Spielgeldes in den Rachen gestopft wurde. Wäre die Höhe des der Volkswirtschaft dadurch entstandenen Schadens ein Freibrief für die Jagd auf die Betrüger, würde sich wahrscheinlich jede weitere Beschäftigung mit den Ossis erübrigen.

Schließlich würden sie die Ausländer nicht verstehen, weil die aus einem anderen Kulturkreis kommen, und gehen dabei wie selbstverständlich davon aus, daß man ihr genu-scheltes Sächsisch nicht als Ergebnis einer »verwachsenen Kinnlade« (Michael Kröher) ansieht, sondern für Hochdeutsch hält, mit der sich normal kommunizieren ließe.

Ein anderer Vorzeigeossi wie Harald Ewert, der Mann mit dem Deutschlandhemd und der vollgepinkelten Jogginghose, dem der Arm zum Hitler-Gruß »ganz automatisch« hochgeht, aber der deshalb noch lange »kein Nazi« ist, verlangt, »die Ausländer sollen sich anständig benehmen«. Das sagt er, während ihm das Photo aus Lichtenhagen unter die Nase gehalten wird, das ihn auch im Ausland berühmt gemacht hat und das seitdem keinen Zweifel mehr darüber aufkommen läßt, was die Ossis unter »anständigem Benehmen« verstehen.

Für Opfer halten sie sich, die glauben zur Notwehr greifen zu müssen, und sind doch nur Täter von der schlimmsten Sorte, die vorsätzlich und aus niedrigen Beweggründen handeln.

Im Schein brennender Asylbewerberunterkünfte klatschen sie Beifall und bekunden anschließend ihre Angst vor den Ausländern und den Rechtsradikalen. Bisher wurde allerdings kein Fall bekannt, wo Ausländer Wohnungen der Ossis angegriffen und in Brand gesteckt hätten, weshalb ihre Angst nur einer Phobie entspringen kann, die vergleichbar mit der Angst der Deutschen vor den Juden ist.

Ist die Angst der Ossis vor den Ausländern schon merkwürdig, so ist ihre Angst vor den Neonazis auch nicht gerade leicht nachzuvollziehen, denn ihre bekundete Furcht vor

den Schlägertruppen hat nichts mit der Sorge zu tun, sie selbst könnten ein Opfer rechtsradikaler Gewalt werden. Die Sorge der Ossis ist ganz anderer Natur: Ausländer, so sagen sie, würden die Rechtsextremisten anlocken und das gute Verhältnis belasten, das die Ossis zu den Neonazis haben. Wer also gedacht hat, die Angst der Ossis vor den Rechten ließe auf einen Gesinnungswandel schließen, sieht sich getäuscht. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß die Ossis die Rechten nicht mehr bloß anfeuern, sondern selbst zur Tat schreiten und mit »Mitteln friedlichen Protests« verhindern wollen, daß Asylbewerber Aufnahme in trostlosen Käffern wie Goldbach finden, um die man auch ohne die netten Bewohner mit dem gesunden Volksempfinden einen weiten Bogen macht. In vorauseilendem Gehorsam haben sich die devoten und bücklingsgeübten Helferlein der Neonazis als freiwillige Feuerwehr gemeldet, um beim freudig erwarteten Einmarsch der Glatzen eine von Ausländern gesäuberte Stadt präsentieren zu können.

Was der alten Staats- und Parteiführung also tatsächlich vorzuwerfen ist, daß unter ihrer Regierungsverantwortung nichts Besseres herauskam als diese widerwärtigen Ossis.

Im Osten nichts Neues

Über die Normalisierung eines Ressentiments

Inzwischen ist das Jahr 5 der deutschen Einheit begangen worden, und in den staatstragenden Blättern wurde bei dieser Gelegenheit, wie auch bei jeder anderen, darauf hingewiesen, daß der Prozeß der Einheit sich zunehmend normalisiere. Rostock und Hoyerswerda seien nicht wieder vorgekommen, der »Aufschwung Ost« schreite zügig voran und die Wirtschaft habe sich fast erholt. Wenn sich auch größere Ausschreitungen gegen Ausländer unter Beteiligung des Mobs nicht wiederholt haben, so genügt ein Blick auf die vom Frankfurter Archiv für Sozialpolitik zusammengestellt-

ten Anschläge, um sich davon zu überzeugen, daß die Aktivitäten der Rechtsradikalen eine andere Qualität bekommen haben. Weniger Großveranstaltungen, dafür mehr Abenteuer an der nächsten Ecke. Jeder kann sich an dem Spiel beteiligen, Ausländern aufzulauern, sie zusammenzuschlagen und zu verschwinden, und wenn man seinen Nächsten zur Hölle wünscht, dann gibt man ihm den Rat, des Nachts mit der Berliner S-Bahn in den Osten zu fahren.

Daß der Mob bei diesem Spiel nicht in seiner eigentlichen Erscheinungsform, nämlich als Masse, zum Zuge kommt, heißt nicht, daß ein Bewußtseinswandel in ihm vorgegangen wäre. Zwei Jahre nach dem Pogrom in Lichtenhagen im August 1992 sind es die damals beinahe massakrierten Vietnamesen, die das Leben danach wieder einigermaßen erträglich gestalten wollen, aber sich an den hartnäckigen und dumpfen Nachbarn die Zähne ausbeißen. »Schön war das nicht«, meinen die Osis, »aber irgendwie trotzdem in Ordnung, denn jetzt ist Lichtenhagen fast ausländerfrei.« Und warum sollten sie auch ihre Meinung ändern, haben sie doch auf der ganze Linie gesiegt?

Die Zähigkeit des kleinen Mannes, an seiner Auffassung festzuhalten, ist ein fester Garant dafür, daß ein Pogrom jederzeit wieder möglich ist, wenn die entsprechenden Voraussetzungen vorhanden sind, und auch wenn sie nicht vorhanden sind, würde es nicht von Weitblick zeugen, sich darauf zu verlassen, daß nichts passiert.

Diese Zähigkeit der Osis bürgt außerdem dafür, daß sich auch sonst kaum etwas verändert hat im Land der »ostdeutschen Mitläufer« (Mathias Wedel). Die DDR-Nostalgie hat zugenommen, wehmütig erinnert man sich an die vielen schönen Errungenschaften des alten Systems, die Meinungsfreiheit in Form der früher nicht erhältlichen Westpresse interessiert den Ossi nicht mehr, seit sie an jedem Kiosk zu haben ist, immer noch ist die Rede von den West-Kolonisatoren, die wie eine Dampfwalze das Land plattge-

macht hätten, und immer noch quengeln und nörgeln die Osis, weil die D-Mark nicht reichlich und schnell genug in ihre Taschen fließt, um die schon fünf Jahre alte Polstersesselgarnitur erneuern und einen Fernseher mit größerem Bildschirm anzuschaffen zu können.

Wenn einer mit dieser psychischen Disposition Politiker wird, dann heißt er beispielsweise Wolfgang Templin, der ähnlich wie seine Volksgenossen von einem Extrem zum anderen schwankt. Anfang der siebziger Jahre war Templin Stasimitarbeiter, dann Trotzki und schließlich Friedensexperte, als der er dann zum Bundessprecher von Bündnis 90/Grüne aufstieg. Heute schreibt er für die »Junge Freiheit« und unterzeichnete den »Berliner Appell«, um arme und zerbrechliche Konservative zu schützen, auf die die vereinigte Linke zur Hexenjagd geblasen hat. Stimmungsschwankungen garantieren jedoch noch keinen Erfolg, wenn nicht die richtige Resonanz vorhanden ist, wie sie Regine Hildebrandt hervorzurufen weiß, wenn sie entgegen Bundesrichtlinien darauf besteht, Flüchtlingen die Sozialhilfe nicht in bar, sondern nur in Form von sogenannten »Sachleistungen« auszuzahlen. Als »Volkes Stimmgabel« (Gerhard Henschel) hat sie das Vorurteil vom »kriminellen Wirtschaftsasylanten« zum Schwingen gebracht. Die Osis wissen es ihr zu danken, ihre Popularität steigt.

Aber gibt es nicht auch im Westen eklige Politiker zuhauf? Es gibt. Aber Regine Hildebrandt verkörpert den verkiffenen, verbissenen, verbiesterten und verbitterten Typus, der im Westen seit den vierziger Jahren ausgestorben ist. Sie repräsentiert auf ideale Weise die Trümmerfrau und das nicht nur metaphorisch, denn für sie liegt die DDR tatsächlich in Trümmern, weshalb Regine Hildebrandt ständig anpacken, aufräumen und putzen muß. Die Sekundärtugenden Ausdauer, Zähigkeit, bedingungs- und besinnungslose Arbeitswut, die Kohl an den Trümmerfrauen so lobte, haben sich in ihr Gesicht gegraben, spiegeln sich in ihrer fa-

natischen Gestik, in ihrem puritanischen Habitus. Sofort und widerspruchlos glaubt man ihr, daß Kartoffelsuppe-Essen eine Tugend und jegliches Vergnügen des Teufels ist. »In Bonn«, sagt sie, »bin ich plötzlich das Lieschen vom Lande«, in Brandenburg jedoch ist sie die heilige Johanna der Schlachthöfe, die im Westen keine Chance hätte, jedenfalls nicht im öffentlichen Leben. Dort heißen die Kotzbrocken Markwort, und der Name sagt bereits alles.

Was seit den Wiedervereinigungswirren nun stattfindet, läßt sich vielleicht als Verpuppung des Ossis bezeichnen, als eine Art Abkapselung, in der er seine Konsequenzen daraus zieht, nicht verstanden, nicht genügend beachtet und sowieso nur betrogen und belogen worden zu sein. Das heißt, er konserviert und kultiviert sein Ressentiment gegen den Westen, sein Protest ist stumm und anklagend: »Seht her, was ihr aus uns gemacht habt. Durch euer unmenschliches System habt ihr uns unserer Identität und unserer Biographien beraubt.« Von der Parole »Wir sind ein Volk« mag keiner mehr etwas wissen, und gerade diese Tatsache, daß sie nicht an den Beginn ihrer Niederlage erinnert werden wollen, weist darauf hin, daß sie es inzwischen geworden sind. Die Ossis legen Wert darauf, nicht als »Deutsche«, sondern als »Ostdeutsche« verstanden zu werden, die Abneigung gegenüber den Wessis hat in den letzten Jahren zugenommen, und selbst die freie Marktwirtschaft hat sich alle Sympathien bei den Ossis verscherzt, die sich nach fünf Jahren Einheit ausgerechnet aus Gründen der *Menschlichkeit* wieder eine Planwirtschaft wünschen.

Diese von Allensbach monatlich erforschte psychische Befindlichkeit des Ossis wird als Anzeichen der »Normalisierung« gewertet, einer Normalisierung jedoch, die darin besteht, daß Rassismus und Ressentiment gesellschaftlicher Konsens werden und niemand mehr daran Anstoß nimmt. Einiges spricht also dafür, daß unter diesen Voraussetzungen der folgende »Vorschlag zur Güte« ernsthaft erwogen wer-

den sollte. Aber wahrscheinlich hört wieder mal kein Schwein zu.

Ein Vorschlag zur Güte

Warum der antifaschistische Schutzwall gar keine so schlechte Idee war

Um die Jagd auf Ausländer zu beenden, aber auch aus ästhetischen Gründen, muß man dem Ossi seinen sehnlichsten Wunsch erfüllen, der sich logisch aus einem Vorurteil ergibt, das er sich über sich selbst macht. Da die Ossis nämlich überzeugt sind, daß sie schon immer über den Tisch gezogen, übervorteilt und ausgenutzt worden sind, sollte man ihnen endlich die Gelegenheit geben, ein freies und selbstbestimmtes Leben in staatlicher Eigenregie in den Grenzen der ehemaligen DDR zu führen.

»Laßt uns auch mal allein entscheiden«, fordern sie, und diese Bitte sollte man ihnen erfüllen. Ein Vorschlag, der die in West & Ost gleichmaßen beliebten »verkrusteten Denkstrukturen« aufbricht und insofern eine wirklich unvoreingenommene Begutachtung verdient.

Die staatliche Teilung abzulehnen, macht vernünftigerweise nur Sinn, wenn den Westdeutschen dadurch Nachteile entstehen würden, seien es wirtschaftliche, politische oder kulturelle. Man würde sich lächerlich machen, wollte man behaupten, Lutz Rathenow, Gabriele Kachold, Konrad Weiß, Bärbel Bohley, Wolf Biermann, Friedrich Schorlemmer oder wie sie alle heißen, hätten zur »kulturellen Bereicherung« beigetragen. Vielmehr haben sie das Niveau westlicher Qualität noch unter das Maß des Erträglichen gedrückt. Nicht viel besser steht es um die wenigen gaucktauglichen Politiker aus dem Osten, die sich den pastoralen Ton nicht abgewöhnen können und die jedes Rednerpult mit der Kanzel verwechseln, von der sie herabmenseln. Und auch wirtschaftliche Vorteile entfallen, vielmehr haben Poli-

tiker und Wirtschaftsbosse wie Schamanen den Regen erfleht, der ihre verzweifelte Hoffnung auf Überwindung der Flaute begießen könnte. Die zarte konjunkturelle Besserung, von der seit Ende 1994 berichtet wird, ist nicht nur das, was man erwarten kann, wenn Billionen dafür verschleudert werden, sie ist vor allem nichts angesichts des Schuldenbergs, den das Abenteuer mit den fünf demnächst ausländerfreien Bundesländern eingebracht hat. Alles gute Gründe, die Altlast DDR möglichst schnell wieder abzustoßen.

Die Alternative wäre, der Verwahrlosung der Osis tenlos zuzusehen. Deshalb sollte man sich aus humanitären Gründen dem Wunsch eines großen Teils der westdeutschen Bevölkerung nach dem Wiederaufbau der Mauer nicht einfach verschließen. Solange sich die fünf braunen Gauländer als schwarzes Loch erweisen, in das Geld hineingepumpt wird, aus dem aber nur Rassismus herauskommt, wird jedes krampfhaftes Festhalten an der staatlichen Einheit zu einem unkalkulierbaren Risiko, einem gesellschaftlichen Amoklauf, einem volkswirtschaftlichen Suizidversuch, dessen Gelingen mit jedem Tag wahrscheinlicher wird.

Stattdessen könnte man die ostdeutschen Gebietsaltlasten beispielsweise den Polen als Entschädigung für die im Zweiten Weltkrieg an ihnen begangenen Verbrechen übereignen, und der 50. Jahrestag der Niederlage wäre ein geeignetes Datum. Zwar müßte man damit rechnen, daß Polen das Manöver durchschaut und dankend ablehnt, aber im Gegensatz zur hochtechnologisierten Bundesrepublik, für die die DDR ein großer Schrotthaufen ist, der nur Entsorgungsprobleme bereitet, würde in Polen die wirtschaftliche Sanierung sicherlich sanfter verlaufen. Die Osis könnten außerdem Völkerverständigung üben. Bei den dann vorhandenen Mehrheitsverhältnissen im neuen polnischen Staat wäre jedenfalls nicht zu befürchten, daß die Ostdeutschen morden und brandschatzen, nicht nur weil sie sich diesmal nicht an den Schwächeren schadlos halten, sondern weil sie

nicht mehr mit der großzügigen strafrechtlichen Behandlung rechnen könnten.

In jedem Fall hätte der Wiederaufbau der Mauer als antifaschistischer Schutzwall heute tatsächlich eine Funktion. In einem ausländerfreien Ostdeutschland könnten die Osis dann nach Herzenlust übereinander herfallen und sich gegenseitig massakrieren. Niemand hätte dann etwas dagegen, wenn Kinkel für einen Blauhelmeinsatz in der neuen Krisenregion votieren würde. Daß sich dadurch der Konflikt erst ausweiten würde wie in Jugoslawien, steht jedenfalls nicht zu befürchten, denn wenn die Osis etwas zu schätzen wissen, dann eine staatliche Autorität, wie sie ihnen entgegen aller Gerüchte aus vierzig Jahren SED-Herrschaft ans Herz gewachsen ist. Was ihnen an ihr nicht gepaßt hat, war die Sache mit den Bananen, aber das Problem sollte sich eigentlich lösen lassen. Die Versorgung der DDR mit dieser Frucht würde der Bundesrepublik jedenfalls billiger kommen als die gigantischen Hilfsprogramme Aufschwung Ost, die sich als Abschwung West erweisen.

Wer die staatliche Zweiteilung trotz aller Vorzüge dennoch nicht mag und in den Osis bloß bemitleidenswerte Opfer sieht, denen nur ein bißchen Aufklärung und Zuwendung fehlt, dessen missionarischer Eifer sollte nicht gebremst werden. Der kann dann ja nach drüben gehen und versuchen, sie von ihrer Meinung über sich selbst »Wir sind hier die Scheiße an der Wand« abzubringen. Nicht ganz leicht, wieder ganz von vorn anzufangen und sie mit den Errungenschaften der Zivilisation vertraut zu machen, z.B. daß es sich bei Exkrementen keinesfalls um Wandschmuck handelt, sondern um eine Absonderung, für deren Entsorgung es ganz bestimmte mit Wasserspülung versehene Vorrichtungen gibt.

Nachrichten aus dem Ossi-Land

Aus der Folge »Terror 2000«

Ende 1992 berichtete der *Tagesspiegel* von einer »repräsentativen Umfrage« unter Ossis zwischen 14 und 18 Jahren: 58% sind der Überzeugung: »Die Wessis beschießen die Ossis, wo sie nur können.« 54% haben Angst vor einer »Überschwemmung des Landes mit Ausländern«. 41% bekennen sich zur Parole »Deutschland den Deutschen. Ausländer raus!«, unwesentlich weniger finden, daß man die Ausländer »aufklatschen und raushauen« müßte. 75% der Befragten sind für den Frieden zwischen allen Völkern.

* * *

Götz Aly in der *taz* vom 15.1.93: »Während sich Politiker bemühen, die gewalttätigen Übergriffe und Mordanschläge gegen Ausländer als »gesamt-deutsches Phänomen« einzuplanieren, zeigt die Statistik deutliche und bedenkenswerte Differenzen. Nach den für die Bundesländer spezifizierten Zahlen der Kölner Verfassungsschützer ist festzuhalten: In Ostdeutschland geschehen – pro 100 000 Einwohner gerechnet – weit mehr als doppelt so viele rassistische Verbrechen als im Westen der Republik (5,7 : 2,4). Da der Ausländeranteil dort 14 mal höher liegt als im Osten, ist die Gefährdung für den einzelnen Fremden in Leipzig mindestens 30 mal größer als in Hannover, in Rostock mindestens 100 mal größer als in München.«

* * *

Über den Ossi als Blockwart berichtete Holger Gertz in der *taz* vom 11.2.93: »Wenn Herr Heinze ... seinen täglichen Rundgang durch den Bezirk unternimmt, muß er regelmäßig Dinge registrieren, »die es früher bei uns nicht gegeben hat«. Seitdem vor zehn Wochen in der benachbarten Magazinstraße eine Unterkunft für 400 Asylbewerber eröffnet worden ist, hat Heinze nicht nur »an jeder Ecke Schmutzberge« entdeckt, auch der Verkehr gebe Anlaß zur

Beunruhigung. Zu einer Rennstrecke habe sich die Magazinstraße entwickelt, »besonders an den Wochenenden und alltags ab 20 Uhr«. Dann brettern die Asylsuchenden mit ihren größtenteils schrottreifen Fahrzeugen über den Asphalt und störten die Ruhe der Bevölkerung. Woher sie die Autos haben, »wo die Asylanten doch alle zu den Ärmsten zählen sollen«, hat Heinze noch nicht ermitteln können. Dafür ist er der Polizei gern behilflich, die Kisten aus dem Verkehr zu ziehen: »Ich habe bereits zwölf Wagen nummernmäßig erfaßt.« Heinze ist der Star bei der Bürgersprechstunde im Bezirksamt Mitte, wo die Anwohner ihre Erfahrungen mit den Asylsuchenden aus 28 Nationen austauschen sollen. Keiner der bestimmt fünfzig anderen Diskutanten hat sich so intensiv wie er auf die Diskussion mit Bürgermeister Gerhard Keil, der Ausländerbeauftragten Christine Bartels und Vertretern vom Landesamt für soziale Aufgaben und der Polizei vorbereitet. Als Sprecher der ganzen Region fühlt sich Heinze, wenn er sagt, »daß keiner von uns was gegen Ausländer hat. Aber wir haben Probleme mit der ungeordneten Situation.« Einige berichten ausführlich über diese Probleme. Eine Frau aus der Schillerstraße hat beobachtet, »daß bei den Asylanten bei Regen, Sturm und Schnee die Fenster offenstehen. Und wir sollen sparen.« Ihr Nebenmann, ein Rentner, hat für vieles Verständnis, »schließlich bin ich selber aus Schlesien rausgeworfen worden«. Aber nachts mit Musik und Gesang die ganze Straße beschallen, »das ist bei uns nicht drin«. Herr Heinze nutzt die Gelegenheit, noch mal auf sein bevorzugtes Problem mit den Autos einzugehen: Auf einer Wiese fand er neulich eine ausgebaute Autobatterie, ob »die Säure schon ausgelaufen war, konnte ich nicht feststellen.«

* * *

Im *Tagesspiegel* vom 15.11.92 berichtet Martin Gehlen unter dem Titel »Eine schleichende Vergiftung der Gesellschaft«: »Seit zwölf Jahren lebt Sara L. in Deutschland. Was sie jetzt

erleben muß, läßt sie verzweifeln. ›Wir sind in ständiger Angst‹, bekennt die zierliche Frau aus Mosambik. ›Wenn es dunkel wird, bin ich froh, wenn ich in meiner Wohnung bin. Fast alle von uns fragen sich, ob sie noch weiter hier leben können. Wenn ich den Haß gegen die Ausländer sehe, sehe ich für uns hier keine Zukunft mehr.‹ Einkaufen geht sie nur noch sonnabends, denn an den kurzen Wintertagen traut sie sich nicht mehr, ihre Besorgungen nach Feierabend zu machen. Neulich haben sie sogar zwei Jugendliche an der Haltestelle angespuckt; die verbalen Beschimpfungen, die sie ständig über sich ergehen lassen muß, kann sie schon nicht mehr zählen. ›Es passiert mindestens jeden zweiten Tag, daß in der Straßenbahn Leute zu mir sagen, Ausländer sollte man alle vergasen.‹ Jeden Morgen, bekennt sie, wenn sie daran denke, daß sie heute wieder mit der Straßenbahn zur Arbeit fahren müsse, beschleiche sie von neuem Furcht.

Sara L. war, wie Tausende anderer Mosambikaner, Vietnamesen und Angolaner mit ihr, von der Ost-Berliner Führung im Rahmen von sogenannten Regierungsabkommen als Arbeitskräfte ins Land geholt worden ...

›Ich bin inzwischen daran gewöhnt, beschimpft zu werden‹, bekennt die Vietnamesin Phan Thi Thanh Son. Das geschehe jetzt fast jede Woche. Als sie kürzlich abends einen kranken vietnamesischen Asylbewerber in die nahegelegene Klinik begleiten mußte, seien sie vor dem Eingang von drei Jugendlichen angepöbelt worden. ›Deutschland den Deutschen. Ausländer raus‹, skandierten die drei und ›Deutsche Klinik nur für Deutsche.‹ Im Juni 1982 kam Frau Son in die DDR, seit 1988 lebt sie in Magdeburg. Zur Arbeit fährt sie nur noch mit dem Auto, das sie für 3 000 DM erstanden hat. Den Einkauf macht tagsüber ihr Mann. Weil er arbeitslos ist, kann er alle Besorgungen erledigen, solange es hell ist.

Alle Ausländer bleiben jetzt abends in ihren Wohnungen, ergänzt ihre Freundin Vu Ha, die seit 1978 im Lande lebt. ›Wenn wir etwas ganz Dringendes am Abend erledigen

müssen, fahren wir schnell mit dem Auto hin und sofort wieder zurück, aber nie mit der Straßenbahn.‹ Keinesfalls dürfe man sich abends auf der Straße sehen lassen, meint sie: ›Wir versuchen, so gut wie möglich den Leuten auszuweichen.‹ Insgesamt sei das Leben noch isolierter geworden als vor der Wende. In der DDR-Zeit verhinderten Wohnghettos und Aufpasser Kontakte zur Bevölkerung. Das gebe es zwar jetzt zum Glück nicht mehr, doch nun könnten sie das Haus wegen der Schlägertrupps nicht mehr verlassen.

Wird ein Ausländer in der Stadt angegriffen, so die Erfahrung von Vu Ha, gehen die Leute meist wie unbeteiligt weiter, schauen weg oder weigern sich aus Angst vor den Jugendlichen, bei der Polizei als Zeugen auszusagen. ›Wir wissen genau, wenn uns was passiert, mischt sich niemand ein. Deshalb versuchen wir immer, so höflich wie möglich zu den Leuten zu sein, um mit ihnen in Frieden zu bleiben.‹

Im Theater, Kino oder Konzert, ja selbst in einem Restaurant sind beide schon lange nicht mehr gewesen. Selbst eine einfache Eisenbahnfahrt wird angesichts der chronischen Bedrohung zu einem komplizierten Unterfangen. ›Wenn ich auf Dienstreise fahre, suche ich immer Züge zwischen 6 Uhr früh und 18 Uhr abends heraus‹, erläutert Vu Ha. ›Kommt der Zug erst später in Magdeburg an, verzichte ich lieber und übernachte auswärts.‹

Ibrahim R. ist seit Monaten nicht mehr abends auf der Straße gewesen. Seit anderthalb Jahren lebt er in Magdeburg. In München, erzählt er, sei es kein Problem gewesen, nachts auszugehen. In Ostdeutschland jedoch sei das anders. In Halberstadt hätten ihn drei Skins am helllichten Tag angegriffen und so erheblich verletzt, daß er ins Krankenhaus mußte. In Magdeburg sprühten ihm Jugendliche in der Straßenbahn Tränengas ins Gesicht. ›Ich habe mich daran gewöhnt‹, sagt er verlegen. ›Morgens fahre ich mit der Straßenbahn zur Arbeit, und abends komme ich mit dem Taxi zurück.‹ Ein Drittel seines kargen Lohns geht dafür

drauf. Den restlichen Abend sitzt er in seinem Zimmer. »Ich möchte so gerne mal in eine Disco gehen, aber ich weiß, das ist nicht möglich, weil wir dort zusammengeschlagen werden«, sagt er und fügt hinzu: »Ich habe nur zwei Orte, wo ich hingehen kann – mein Zimmer und die Küche in dem Restaurant, wo ich arbeite.«

* * *

Die *taz* vom 29. August 1994 berichtet über »Zwei Jahre nach den Pogromen in Rostock-Lichtenhagen«. Dabei veröffentlichte sie ein Interview mit drei Jugendlichen über ihre Ansichten zu den Pogromen und den Ausländern. Daraus wurden folgende Zitate entnommen, wobei auf die Namen der Jugendlichen verzichtet wurde:

»Schön war das nicht, aber dadurch hat sich auch viel zum Positiven verändert. Die zentrale Aufnahme stelle ich weg ... Die Ausländer sind doch jetzt in Hinrichshagen viel besser aufgehoben. Da sind sie wenigstens unter sich ... Ne, das war nicht toll. Ausländer sind ja auch Menschen ... Aber sie müssen sich anpassen. Das war doch unmöglich hier, mit dem Dreck und dem Krach von den Zigeunern und so. Wie sonst hätte man gegen die vorgehen sollen? Ich war damals nicht zu Hause; aber meine Eltern waren auf der Straße dabei und auch froh, daß endlich was passiert ist ... *Kennt ihr die vietnamesischdeutsche Begegnungsstätte?* ... Stören tut die mich nicht. So kann man die Mentalität kennenlernen. Es sollte damals ja nicht gegen die Vietnamesen gehen. Die sind eigentlich immer sehr höflich. Nur lästig, daß sie einem die Parkplätze wegnehmen. Ansonsten hat man nichts gegen die.«

* * *

Anfang 1995 erschien in der *taz* folgender Kurzbericht: »Ossis wollen Kapitalismus nicht. Die Zustimmung der Ossis zur Wirtschaftsordnung der Bundesrepublik hat dramatisch nachgelassen. Nach einer im Dezember vorgenomme-

nen Allensbach-Umfrage haben nur noch 35 Prozent der Befragten dort eine gute Meinung vom marktwirtschaftlichen System. Im Februar 1990 waren es noch 77 Prozent gewesen. Es werde nicht die Effizienz der Marktwirtschaft bezweifelt, wohl aber ihre Menschlichkeit. Der Ruf nach einem dritten Weg, der Effizienz mit Menschlichkeit verbinde, nehme zu. 90 Prozent der Ossis forderten zudem, der Staat müsse stärker in die Wirtschaft eingreifen.«

* * *

Warum wohl fallen mir die Ossis ein, wenn ich folgende Stelle aus *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* von Hannah Arendt lese, in der sie den Prozeß der Barbarisierung bei den Buren beschreibt: »Entscheidend ist, daß diese neuen Abenteurer und Glücksritter nicht von ihrer Natur, sondern von den Ereignissen getrieben waren; leibhaftige Symbole für die menschliche Absurdität sozialer Institutionen und gleich flüchtigen Schatten, welche ein sehr realer Prozeß geworfen hatte, waren sie keine abenteuernden, ungewöhnlichen Individuen. Gerade dies machte sie besonders abstoßend. Wie Herr Kurtz in Conrads *Herz der Finsternis* waren sie »durch und durch leer und hohl, leichtsinnig und weichlich, grausam und feige, voller Gier, aber ohne jede Kühnheit«. Sie glaubten an nichts und waren so leichtgläubig, daß jeder sie dazu bringen konnte, ganz gleich was zu glauben. ... die einzigen Begabungen, die unter diesen Umständen gedeihen konnten, waren die des Demagogen, des »Führers extremistischer Parteien«, Ressentimentsbegabungen im weitesten Sinne ... so wie sie selbst nur flüchtigen Schatten der Ereignisse glichen, mit denen sie nichts zu tun gehabt hatten, so galt ihnen das Leben ihrer Mitmenschen »nicht mehr als das einer Fliege«. In ihnen war bereits jener moderne Sittenkodex für Mörder angelegt und ausgebildet, demzufolge es nur eine Sünde gibt: die Selbstbeherrschung zu verlieren.«

Der Intellektuelle als Kriegshetzer

Humanität als Euthanasieprogramm

»*Ein Wiener*: Die Sache ... ist eine gerechte, da gibt's keine Würscheln, und darum sage ich auch, Serbien – muß sterbien!

Stimmen aus der Menge: Bravo! So ist es! – Serbien muß sterbien! – Ob's da wüll oder net! – A jeder muß sterbien!

Der Intellektuelle: Wer hätte das für möglich gehalten, wie sich die Zeiten geändert haben und wir mit ihnen.«

Karl Kraus: *Die letzten Tage der Menschheit*

Daß Medien dazu neigen, im Gegensatz zu ihrem eigenen Anspruch der »objektiven Berichterstattung«, parteiisch zu sein und politisch opportune Vorurteile aufzugreifen, ist nichts Neues. Bereits 1918 beschreibt der amerikanische Journalist Ben Hecht, der drei Tage vor der Novemberrevolution als Auslandskorrespondent Berlin aufsuchte, dieses Phänomen, das sich aus Gerüchten, Ressentiments und Lügen zusammensetzt und abweichende Meinungen nicht mehr zuläßt.

»Einen Bericht gab es, den ich aus allen drei Quellen erhielt, dem Gehrock, dem Kellner und dem herumtänzelnden weibischen Lustknaben. Dies war der Bericht von einer

russischen Invasion, die bevorstehe. Trotzki sei dabei, auf einem Rappen eine Million Bolschewiken nach Deutschland zu führen, es niederzubrennen und mit seinen moskowitischen Horden nach Frankreich hineinzustürmen. In Deutschland gab es keine Armee, um den siegreichen Trotzki aufzuhalten, und die Alliierten, die in Versailles versammelt waren, um Deutschland die Friedensbedingungen zu diktieren, waren dabei, sich durch die Entwaffnung Deutschlands selbst zu ruinieren. Deutschland war das einzige Bollwerk gegen die östliche Unterjochung Europas.

Zwei Punkte an dieser Geschichte erstaunten mich. Einmal die Tatsache, daß die Deutschen, die sie mir erzählten, selbst nicht daran glaubten. Sie erzählten mir die Geschichte ausgelassen und unsinnig wie so viele durchsichtige Schwindler, die einen hochnehmen. Sie gaben nicht einmal vor, sie zu glauben. Sie wiederholten sie fröhlich, hoffnungsvoll und mit zynischer Gewitztheit. Es war ihre letzte Waffe gegen die siegreichen Alliierten.

Die andere Tatsache, die mich verwunderte, war die, daß außerhalb Deutschlands es jeder zu glauben schien. Meine Chefs vom *Daily News* Auslandsnachrichten-Syndikat – Charles Dennis in Chicago und Edgar Price Bell in London – glaubten es. Sie verlangten Berichte über die deutsche Angst vor der kommenden russischen Invasion von mir. Die alliierten Staatsmänner in Paris schienen es zu glauben. Und die amerikanischen Spione in Berlin, die Daten für den Armee-Nachrichtendienst sammelten, schickten Berichte über Trotzki und seine Bolschewiken, die bereit seien, über den Kontinent herzufallen.

Ich telegraphierte keinen derartigen Bericht, wie man forderte. Ich schickte private Nachrichten an Dennis und Smith und versuchte sie zu überzeugen, daß die bolschewikische Invasion deutsche Propaganda sei. Mein Wissen war unzureichend, mein politisches Verständnis war fast gleich Null, und meine Informationsquellen beschränkten sich zur

Zeit auf Rauschgiftsüchtige, Nymphomaninnen und einen Kellner. Aber die Lügen über Rußland waren so offensichtlich auszumachen wie ein Scheißhaus im Nebel.

Ich schrieb keine derartigen Berichte, aber andere taten es, und die Lüge wuchs und wurde zur fixen Idee der alliierten Welt, teilweise injiziert von einer deutschen Spritze und teilweise durch die dem Kapitalismus eigene Furcht vor den marxistischen Buhmännern, die über seinen Profiten schwebten. Es war diese Lüge, die ausgelassen und zynisch in Berlin lanciert wurde, die die deutsche Infanterie, den deutschen Panzer, die deutsche Luftwaffe und schließlich den ursprünglichen Krieg unter einem neuen Namen zurückbringen sollte – als Zweiten Weltkrieg.«

Es geht hier gar nicht darum, die Konflikte in Jugoslawien und dem damaligen Deutschland gleichzusetzen, aber die psychologischen und propagandistischen Mechanismen, die im nachhinein primitiv und lächerlich wirken, weisen trotz Aufklärung doch erstaunliche Ähnlichkeiten auf. War es früher die Furcht vor »Trotzkis bolschewistischen Horden«, die noch kurz vor dem Zusammenbruch nur auf ein Zeichen warteten, um über Deutschland herzufallen, sind es heute die serbischen Kommunisten, wahlweise Nationalisten, denen so ziemlich alles unterstellt wird, was die Phantasie westlicher Journalisten hergibt. Damals gab es die PR-Firmen Ruder Finn und Hill & Knowlton noch nicht, die die Sache der Deutschen vor der Welt hätten vertreten können, wie sie es für die amerikanische Regierung im Golfkrieg und Žetbegović in Bosnien getan haben, aber die »Quellen« sind die gleichen geblieben, und wie Ben Hecht beschrieben hat, sind es in der Regel sehr unzuverlässige Zeitgenossen, die heute vielleicht ein größeres schauspielerisches Talent an den Tag legen, aber nicht gerade als glaubhaft bezeichnet werden können. Entscheidend jedoch ist – und da hat sich im Abstand von einem dreiviertel Jahrhundert nichts geändert – die Bereitschaft der Medien, diese Quellen zu kolportieren.

Etwas anderes ist es beispielsweise, auf staatliche Fehlinformationen oder Ehrenerklärungen hereinzufallen, was sich wieder gutmachen läßt, wenn man der Regierung auf die Schliche kommt. Das bringt der Zeitung Ruhm und Ehre ein, weshalb ihre Qualität nach der Anzahl der Regierungsbeamten bemessen wird, die sie zu Fall brachte. Hier jedoch handelt es sich um ein vorgefaßtes Urteil. Die Motive der Medien, Ressentiments statt Nachrichten zu verbreiten, sind unterschiedlich und hängen davon ab, aus welchem Blickwinkel sie den Konflikt betrachten, welche »Weltanschauung« sie vertreten oder welche Ideologie dahintersteckt. Bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sind es historische Motive, man verzeiht den Serben nicht ihren Widerstand gegen die Nationalsozialisten, bei der als links geltenden *tageszeitung* glaubt man, sich auf die Seite der Unterdrückten und Opfer schlagen zu müssen. In beiden Fällen ist das Ergebnis das gleiche, weshalb sich Journalisten wie Reißmüller und Rathfelder auch nicht mehr auseinanderhalten lassen. Die »Zeitung für Deutschland« und ihre in Berlin erscheinende Schülerausgabe sind in der Balkanfrage zu Kampfblättern für die nationale und völkische Sache geworden.

Die Wiederbelebung nationaler Gefühle

Dummheit konnte man ihnen nicht vorwerfen, vielmehr vorsätzliche Absicht, denn von ehemals linken Intellektuellen sollte man erwarten können, daß sie in der Lage sind, Propaganda und Nachricht auseinanderzuhalten. Der einseitigen Medienberichterstattung waren sie also nicht einfach aus Unfähigkeit auf den Leim gegangen, sondern sie betrieben selbst das Geschäft der Medien. Von Journalisten wie Roy Gutman, Maria von Welser und Alexandra Stiglmayer, die den Jugoslawienkonflikt auf ein rührseliges Stück reduziert hatten, in dem die Muslime als unschuldige Opfer und die Serben als massenmordende Täter die Hauptrollen

spielten, unterschieden sie sich nicht. Um diesen Unterschied, der einmal bestanden hat, vergessen zu machen, mußten sie bestimmte Einsichten und schlichte Wahrheiten, die ihnen einmal geläufig waren, ignorieren.

Früher waren Intellektuelle links und ganz selbstverständlich Internationalisten, die Nation war Gegenstand ihrer Kritik. Im Namen der Nation waren Völker ausgerottet worden, wurden Kriege geführt und Menschen gefoltert. Mord, Totschlag und Vergewaltigung sind ihr Wesen, welches nur deshalb nicht immer zur Entfaltung kommt, weil weder staatliche noch gesellschaftliche Interessen grundsätzlich mit dem Nationalismus identisch sind. Der Zusammenhang zwischen Nation und Nationalismus mußte niemandem erklärt werden, und selbstverständlich war es, die nationalistisch gesinnte Rechte zu bekämpfen. Grob vereinfacht sei das, außerdem nicht mehr auf dem neuesten Stand, heißt es, mittlerweile habe sich viel verändert. »Nationale Gefühle« seien schließlich nichts Verwerfliches, Internationalismus und Universalismus haben in die Sackgasse geführt, und der Nationalismus könne auf keinen Fall den Rechten überlassen werden.

»Ein großer Teil der französischen Intellektuellen«, so behauptet Alain Finkielkraut, »macht heute den Fehler, die Neubelebung der nationalen Gefühle als Nationalismus abzulehnen. So entstand die negative Beziehung zu den Kroaten bei einem Teil der Intellektuellen. Im Namen des Universalen wird das Nationale negiert. Das ist keine Vorliebe für Serben, sondern Verachtung für die Nation, fürs Nationale« (*taz* vom 13.1.92). Genau darin aber besteht die Wandlung vom Intellektuellen, der Verstand besitzen muß statt »nationaler Gefühle«, zum Demagogen, dessen Wahn Methode hat. Mit dieser Methode liebäugelt auch Daniel Cohn-Bendit, der seine »nationalen Gefühle« »heimatliche Identifikation« nennt und dafür plädiert, daß »Deutschland nicht permanent in antifaschistischer Zwangsquarantäne ge-

halten« (*Spiegel* 1/94) wird. Was will uns der Autor damit sagen? »Für mich zum Beispiel ist jeder, der gegen eine Militärintervention in Bosnien ist, rechts«, und man würde ihm um des lieben Friedens willen recht geben, wenn es tatsächlich nur eine Frage der sich an Bosnien entscheidenden Definition wäre, denn mit Cohn-Bendit und dem zum Linken gekürten ehemaligen CDU-Bundestagsabgeordneten Stefan Schwarz möchte man nicht im gleichen Verein sitzen.

Seine Philosophie des Nationalen bastelt Finkielkraut aus den unappetitlichsten ideologischen Versatzstücken zusammen, die die kommunistische Lehre zu bieten hat. Als das Konzept »Klassenkampf« nämlich vor sich hin kränkelte, weil die Arbeiter nicht daran dachten, sich an etwas anderem als an Tarifaueinandersetzungen zu beteiligen, setzte man seine Hoffnungen in die Befreiungsbewegungen der »3. Welt«. Man wurde Anhänger der maoistischen Kulturrevolution und des Vietcong, und die Parolen hießen »nationaler Befreiungskampf« und »Sieg im Volkskrieg«. Auf diese nationale Rhetorik greift Finkielkraut wieder zurück, und wie ein Kaderkommunist alter Schule plappert er die Phrasen der Komintern nach, als ob er den *FAZ*- und *taz*-Kommentatoren nachträglich recht geben wollte, für die zwischen Kommunisten und Nationalisten kein Unterschied besteht. (In einem *taz*-Kommentar am 27.1.94 schwafelt Rathfelder über einen »neuen Totalitarismus rot-brauner Provenienz« in Jugoslawien.) Früher standen die Intellektuellen damit immerhin in Opposition zur größten imperialistischen Macht, und während sie damals die USA aus Gründen der »nationalen Selbstbestimmung« aus den Ländern der 3. Welt hinausbefördern wollten, fordern sie heute aus den gleichen Gründen deren Engagement. Aber die Staaten sind aus ihrem Schaden in Vietnam und Algerien klüger geworden, klüger jedenfalls als die Intellektuellen, wenn sie dem früheren Gegner ungefragt zu einem Zeitpunkt ihre Unterstützung anbieten, als der vorsichtig und zurückhal-

tend geworden ist und zumindest vorläufig ein militärisches Abenteuer in Jugoslawien meidet.

Im staatstragenden Ton eines Oberlehrers der Nation, der jedem oppositionellen Gedanken abhold ist und den nur die Sorge um nationale Werte umtreibt, verkündet Finkielkraut: »Frankreich vergißt eigene Traditionen, es vergißt, daß im Jahre 1848 Paris die Hauptstadt der freien Völker war. Alle Patrioten hatten in ihr ihre Heimat.« Diese »Patrioten« ließen im Juni 1848 diejenigen Arbeiter abschlachten, die ihnen im Februar den Weg zur Macht geebnet hatten, als sie den »Bürgerkönig« Louis-Philippe stürzten. Weil Finkielkraut von »Frankreich« spricht und nicht von herrschenden Cliquen, von Bourgeoisie, Kapital und Staat, rechtfertigt er auch jene Verbrechen, die jeder Gründung einer Nation vorausgehen. Genaugut hätte er sich auf 1793 berufen können, als der Aufstand in der Vendée niedergemetzelt wurde und in Nantes Massenhinrichtungen stattfanden.

Finkielkraut, der seinem Kollegen Lévy vorwirft, zum Aggressor in Belgrad gegangen zu sein, läßt sich stattdessen lieber von Tudjman einladen. Es bleibt Finkielkrauts Geheimnis, warum es ausgerechnet die kroatische Nation ist, zu deren Verteidigung er sich berufen fühlt, und weshalb er in Frankreich inzwischen Finkielkroat genannt wird. Vielleicht, weil Tudjman, ein glühender Bewunderer des Usta-sche-Führers Ante Pavelić, im Wahlkampf 1990 verkündete: »Ich bin stolz und glücklich, daß meine Frau keine Jüdin und keine Serbin ist.«?

Bernard-Henri Lévy's Landserromantik

Wie die Welt aussehen würde, wenn an den Schalthebeln der Macht Intellektuelle säßen, die sich aus moralischer Verpflichtung berufen fühlen, sie menschlicher und gerechter zu gestalten, darüber klärt ein Kommentar von Bernard-

Henri Lévy auf, der im Auftrag der spanischen Tageszeitung *El Mundo* aus Sarajevo berichtete. Der Artikel wurde im Rahmen eines internationalen Handelsabkommens auch in der *taz* vom 30.12.93 abgedruckt, die ihrer Leserschaft wissen läßt, daß dreizehn europäische Zeitungen im wöchentlichen Turnus Reporter nach Sarajevo schicken, deren Berichte dann von allen beteiligten Blättern abgedruckt werden. »Organisiert und finanziert haben die Aktion die französische Hilfsorganisation Reporter ohne Grenzen und der Fernsehkanal *arte*«. Lévy sitzt im Vorstand von *arte*.

»Hebt das Waffenembargo auf!« fordert Lévy bereits in der Überschrift, und: »Die bosnische Armee ist noch lange nicht geschlagen.« Das nun folgende Kleingedruckte ist reine Kriegspropaganda, wie sie in jedem Krisengebiet der Welt noch vom unbedeutendsten einheimischen Rundfunkreporter geleistet werden muß, wenn er seinen Job behalten will. Lévy tut freiwillig, was sonst nur Opportunisten und Kriegsgewinnler tun. Mit Durchhalteparolen appelliert Lévy an die Moral der Einwohner Sarajevos. »Nicht nachzugeben und auf keinen Fall zu kapitulieren«, heißt das Gebot der Stunde, das Lévy vox populi abgelauscht haben will. Aus Verzweifeln, die nicht wissen, wohin sie flüchten sollen, macht Lévy ein »neues Märtyrervolk« und legt »Zeugnis« ab vom »Heldenmut dieser Menschen«, von ihrem »Widerstandsgeist und ihrer unglaublichen Willensstärke.«

Die Gründe für diese Kriegshetze verpackt Lévy in Zitate, die er »einfachen Soldaten« oder auch General Divjak zuschreibt. Demnach muß der »Triumph der ethnischen Säuberungen« verhindert und das »Modell der Zivilisation« gerettet werden. Nun behauptet das jede Kriegspartei, wenn ihr ein »Reporter ohne Grenzen« dumme Fragen stellt, und die Argumente werden nicht dadurch glaubwürdiger, wenn sie einem General in den Mund gelegt werden. Wenn der sich z.B. in der Tradition der Résistance oder der spanischen Republikaner sieht, dann mag das seine private Marotte sein,

glauben tut das nur ein ehemaliger Linksintellektueller, der von einem General in Kampfanzug schwer beeindruckt ist. Die Belagerung Sarajevos hat jedoch weder mit der Résistance noch mit den spanischen Republikanern etwas zu tun. Die historische Alternative zum Faschismus lautete damals weder Bandenkrieg noch nationaler Befreiungskampf, letzteren hatten sowohl Frankreich als auch Spanien schon lange hinter sich.

Lévy behauptet, daß die »rivalisierenden Mafiabanden«, deren Anführer er liebevoll »Hitzköpfe« nennt, als ob es sich um ein paar übermütige Halbstarke handelte, die über die Stränge schlagen, inzwischen »eliminiert« seien. »Reguläre Offiziere haben nun die Armee in die Hände genommen«, sagt Lévy. Seitdem wird streng nach Vorschrift »eliminiert« und liquidiert. Der unter den Kämpfen leidenden Bevölkerung dürfte es jedoch egal sein, ob sie Opfer regulärer Einheiten oder einer zusammengewürfelten Truppe ist. Die Leute jedenfalls wollen diesen Krieg nicht, das muß sogar Lévy einräumen. Statt sie in dieser hoffnungslosen Situation aber zur Flucht und die »einfachen Soldaten« mit der »beachtlichen politischen Klarsicht« zur Desertion aufzurufen und in Frankreich dafür einzutreten, daß die Flüchtlinge aufgenommen werden, macht er aus einer leidenden Bevölkerung ein »neues Märtyrervolk«. Wenn Intellektuelle aber anfangen, in weihevollen Ton von »Volk« zu reden, dann wird es nur noch ekelhaft.

Selbst die traurige Mitteilung für die hungernde Bevölkerung, daß in einer Keksfabrik jetzt Uniformen hergestellt werden, begeistert Lévy, weil die Uniform als emblematische Sichtbarmachung des Nationalen dem Krieg erst das richtige Outfit gibt. Wie die letzte schleimerische Hofschranze hält Lévy es noch für eine »vertrauliche« Mitteilung, wenn Žetbegović sagt, was er auf jeder Pressekonferenz zum Besten gibt: »Wenn ihr das Waffenembargo nicht aufhebt, werden wir es letztlich selbst aufheben, und wir werden diesen Krieg

gewinnen.« Widerwärtig, wie sich Lévy an General Divjak heranschmeißt: »Seine Professionalität, sein physischer Mut, seine Popularität bei den Truppen, seine Intelligenz in strategischen, aber auch in politischen Fragen nötigen allen Beobachtern Respekt ab.« Dagegen die feigen Serben: »Die Serben sind schlechte Infanteristen, sie sind nur stark, wenn es darum geht, aus großer Distanz Granaten abzufeuern. Doch die direkte physische Auseinandersetzung scheuen sie.« Der Kampf Mann gegen Mann, das waren noch Zeiten, kommt da Lévy ins Schwärmen, so »wie einst unsere Soldaten in Verdun, buchstäblich eingegraben«, oder 1944 die Einwohner von Le Havre und Caen, wie sie den »alliierten Bombardements« standhielten. Gegenüber solchen gefährlichen Idioten, die sich »Reporter ohne Grenzen« nennen, sehen sich plötzlich die Militärs in die Rolle derjenigen gedrängt, die Vernunft und Klarsicht vertreten. »Es macht mich verrückt, wenn einer daherkommt und behauptet, ein paar Flugzeuge würden genügen, um Bosnien zu retten«, sagte der ehemalige UN-Kommandeur in Bosnien-Herzegowina, General François Briquemont.

Nicht nur Lévy begrüßte den Zerfall Jugoslawiens als Befreiung aus einem »Vielvölkergefängnis«, immerhin ein Gefängnis, in dem es vergleichsweise freundlich zugeht und die Insassen als »Gastarbeiter« ins Ausland gehen konnten. Das Resultat des »Selbstbestimmungsrechts der Völker«, wie die nationalen Sezessionen von den westlichen Intellektuellen genannt werden, war logischerweise Krieg um die Neuaufteilung des Landes. Man würde den Intellektuellen Unrecht tun, wollte man behaupten, das alles sei ihnen unbekannt, aber statt nachzudenken und den Mund zu halten, treten Lévy und Co. für eine weitere Splitternation ein, eine Garantie für neues Blutvergießen und Verelendung, wie die Sezessionskriege in fast allen Kontinenten zeigen.

Die Gründung einer Nation, und das hat die Geschichte bewiesen, ist immer mit Vertreibung und der blutigen Un-

terdrückung von Minderheiten verbunden. Gebietsansprüche lassen sich weder historisch noch moralisch begründen. Wer auf welchem Gebiet lebt, das wurde schon immer durch das Recht des Stärkeren entschieden, und die Stärkeren sind es, die die Geschichte auf ihrer Seite haben.

Laut Lévy, dem selbstlosen Sprachrohr des »einfachen Soldaten«, »kämpfen wir gegen den Faschismus«. Die Faschisten sind die Serben, wahlweise auch die Kroaten, die gestern noch den antifaschistischen Kampf gegen die Serben ausgefochten haben. Aber Lévy ist resistent gegen die am Beispiel Kroatiens deutlich werdende Einsicht, daß Bosnien morgen möglicherweise selbst dem Faschismus zugeschlagen wird, dann nämlich, wenn die umkämpften Gebiete »befreit« sind und man sich den Konflikten mit den ethnischen Minderheiten in den eigenen Landesgrenzen zuwenden kann. Oppositionelle der Regierung Ižetbegovićs haben die entsprechenden Erfahrungen bereits zu spüren bekommen.

All diese Äußerungen haben Lévy nicht geschadet, sie wurden mit Zurückhaltung und Verständnis aufgenommen, weil es hierzulande schon einen Glaubwürdigkeitsbonus gibt, wenn einer seine Empörung nur laut genug herausschreit. »In der bosnischen Frage hatte ich nie Distanz. Ich bin angewidert seit dem ersten Tag dieses Krieges und will meine Empörung über dieses Desaster hinausschreien«, formulierte Lévy laut *Zeit* vom 20.5.94 sein »ehrliches Anliegen«, welches in diesem Fall auch »intellektueller Offenbarungseid« heißen könnte.

Blut und Tränen

Anhänger nationalistischer O-Töne, früher das Privileg Rechtsradikaler, finden sich nicht nur in Frankreich unter den neuen Philosophen. In Deutschland heißen die Serbenhasser u.a. Eva Quistorp, Freimut Duve, Herta Müller, Peter

Schneider und Daniel Cohn-Bendit. Unermüdlich schrieben sie die »Todes- und Vernichtungslager«-Artikel Roy Gutmans um und schmückten sie mit beachtlichen Details aus.

Als Abgeordnete für die Grünen im Europaparlament zeichnete Eva Quistorp für ein Heft mit dem Titel »Die bosnische Tragödie« verantwortlich, in der die Herausgeberin die Vertreibung der europäischen Juden mit der Vertreibung der europäischen Muslime gleichsetzt. Auch sie tritt für eine Aufhebung des »einseitig die bosnische Republik benachteiligenden Waffenembargos« ein und beschwört die UNO, »Menschenrechte und eine europäische Zivilisation zu retten«. Ganz im Sinne Alexandra Stiglmayers, die damit Karriere machte, gehören die bis heute nicht nachweisbaren Massenvergewaltigungen natürlich zur strategischen Kriegsführung der Serben (siehe dazu den äußerst aufschlußreichen Artikel von Martin Lettmayer in *Serbien muß sterbien*, Berlin 1994).

Freimut Duve schreibt in der *taz* vom 28.4.94: »Wenn aber je rechtsradikale Burenköpfe auch nur verbal gefordert hätten, was die serbische selbstmitleidige Soldateska seit zwei Jahren in jedem Dorf, in jeder Stadt, in jedem Flüchtlingslager betreibt: den tagtäglichen tödlichen Trennungsterror – der Aufschrei wäre weltweit gewesen. Soviel Apartheid, wie Mladić und Karadžić herbeischießen und herbeiquälen, hat es in den 30 Jahren der südafrikanischen Variante nicht gegeben. Die bosnischen Serben haben seit zwei Jahren mit jedem Wort und jedem Schuß erkennen lassen, daß Menschen anderer Religion in ihrem Herrschaftsbereich keine Überlebenschance haben. Nicht einmal als Arbeitsklaven.« Und weil ihm das alles noch zu harmlos ist, weil Duve unbedingt Klassenbester sein will in »Empörung und Engagement«, dem Pflichtfach für Gutmenschen, unterstellt er den Serben die Vernichtungsphantasien, die er bei sich selbst kaum zügelnd kann: »Das Terrorziel ist eindeutig: das völlige Verschwinden der Menschen muslimischer Herkunft.«

In einer Replik auf einen Bericht in der *Süddeutschen Zeitung* vom 9. Mai '94, in dem der Propagandakrieg der Medien am Beispiel der Kämpfe um Gorazde aufgezeigt wurde, als Tausende von Leichen angeblich die Straßen bedeckten, die Opferzahlen sich dann jedoch auf wundersame Weise immer mehr reduzierten, als die *taz* vom 22.4.94 ganzseitig mit dem Appell des Bürgermeisters der Stadt aufmachte, der die UNO aufforderte, Gorazde zu bombardieren, bevor die Serben die Stadt erobern würden, in einer Replik also auf den kritische und aufklärende Information anmahnden Artikel erhebt Freimut Duvé eine Forderung, die eine gewisse Tradition in Deutschland hat, Abschwören oder Sippenhaftung für die Serben: »Bei allem Mitgefühl mit der Trauer vieler Serben in Belgrad oder in München, sich nun an den Pranger gestellt zu sehen: Mit diesen Verbrechen in den besetzten Gebieten werden sie solange identifiziert, wie sie nicht radikal und erkennbar ihre Stimme dagegen erheben« (SZ vom 25.5.94).

Herta Müller stellt in der *FAZ* vom 27.4.94 Vermutungen darüber an, daß die Serben einer »Gehirnwäsche« unterzogen worden sein müssen: »Ein grausig nationalistisches Selbstverständnis wurde zugeschnitten, das so aussieht wie die Landkarte von Großserbien, die Milošević eine Weile in der Schublade hatte und seit drei Jahren über Friedhöfe legt. Milošević, Karadžić – zwei Gesichter, die uns jeden Tag von neuem das Fürchten lehren. Zwei Massenmörder, die nur durch die Position des Kriegsherrn zu »Ansehen« gelangen konnten vor dem ausgelöschten Verstand einer Bevölkerung, die für sich die Definition der Rasse braucht, um sich als Volk zu spüren.« Der Sinn dieser kruden und gestelzten Prosa läßt sich ungefähr dahingehend entschlüsseln: »Gehirnwäsche« und »ausgelöschter Verstand« müßten eigentlich zur Folge haben, daß die Serben hilflos umherirren auf der Suche nach einer Antwort auf Fragen wie »Wer bin ich?«, »Woher komme ich?«. Stattdessen ist die »Rasse« der

Serben in Gorazde wie vorher in Sarajevo dem »Blutrausch« verfallen. Weil Herta Müller überraschenderweise mit ihrem »eigenen Kopf« denkt und nicht etwa mit einem anderen, kann man es sich fast denken, worauf ihre Geistesanstrengung hinausläuft. »Was kann man da noch denken mit seinem eigenen Kopf? Immer das gleiche wie eine Mühle hin und her drehen: Es muß sofort gewaltsam gestoppt werden, was da geschieht.«

Das denkt auch Daniel Cohn-Bendit, weshalb er die Geschichte bemüht, um eine Intervention zu begründen. Am 24.6.93 richtet er in der *taz* einen flammenden Appell an die Öffentlichkeit, der es verdient, ausführlich zitiert zu werden: »Ich schäme mich. Wir, eine Generation, die im Namen einer solidarischen Utopie die Generation unserer Eltern für ihr politisches Versagen so verachtet hat, schauen hilflos, machtlos und scheinheilig zu, wie die bosnischen Muslime vertrieben werden. Nun stehen wir genauso nackt vor dem »Urteil der Geschichte«. Erinnern wir uns: 1936 schauen französische und englische Demokraten zu, wie der spanische Faschismus, unterstützt von Hitlers Wehrmacht, die spanische Republik in Blut ertränkt. 1938 »retten« diese gleichen Demokraten »den Frieden«, indem sie Hitlers ethnischen Feldzug zur Unterstützung der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei gewähren lassen. 1943 schaut die Welt immer noch zu, als der jüdische Widerstand im Ghetto von Warschau ohne Unterstützung untergehen muß. 1944 lehnen es die Alliierten ab, die Bahnlinien nach Auschwitz und Treblinka zu bombardieren, weil es sich nicht um »sinnvolle Kriegsziele« handelt. Wir reihen uns in diese glorreiche Tradition ein.«

Im Ausdruck »politisches Versagen« steckt bereits ein Nolte. Die Deutschen wollten Auschwitz verhindern, aber sie haben versagt. Dann haben es die Alliierten probiert, aber aus irgendwelchen Gründen hatten sie keine rechte Lust dazu.

Welches Grundmuster solchen inflationären historischen Parallelen zugrunde liegt, drückte Peter Schneider, ebenfalls als »Reporter ohne Grenzen« unterwegs, im *Spiegel* 7/94 so aus: »Was dort vonstatten geht, ist ein faschistisch inspirierter Eroberungs- und Vernichtungsfeldzug gegen ethnisch gemischte Gemeinschaften.« Damit sind die Serben gemeint. »Die einzige »Bürgerkriegspartei«, die nicht für ethnische Ziele und territoriale Erweiterung, sondern für den Erhalt des gewachsenen multiethnischen, multikulturellen, multireligiösen Gemeinwesens kämpft, sind die Bosnier.« (Gern wüßte man natürlich, wie Schneider das beispielsweise mit einer Rede Ižetbegovićs zusammenbringt, wonach der bosnische Präsident das »multinationale Zusammenleben« als Lüge bezeichnet, oder auch mit der Behauptung Vladimir Pistolos, Germanist und Sohn des Bibliotheksdirektors in Sarajevo, daß in der Stadt unter dem Namen der Regierung die »nationale Mafia« an der Macht ist, siehe *Freitag* vom 29.4.94.) Darauf kommen kann man jedenfalls nur, wenn man wie Cohn-Bendit »mit Tränen in den Augen« alles glaubt, was in den *Tagesthemen*, der *FAZ* und der *taz* behauptet wird, weil nur wahr sein kann, was berichtet wird, und berichtet wurde fast ausschließlich über die Kriegsverbrechen der Serben. Kriegsverbrechen der Bosnier gab es in dieser mediengläubigen Sichtweise schon deshalb nicht, weil es keine Meldungen darüber gab und weil es offensichtlich keinen der Intellektuellen interessierte, daß die bosnische Armee auch mal ihre eigenen Leute unter Beschuß nahm, um das Ergebnis anschließend den Serben in die Schuhe schieben zu können, wie es sich beispielsweise nach späteren Untersuchungen der UNO beim »Brot-schlängenwartemassaker« herausstellte.

Typisch war auch der Fall, als am 5. Februar 1994 eine Granate auf dem Marktplatz von Sarajevo das größte einzelne Gemetzel anrichtete. Alle Welt und die Intellektuellen waren sich noch am gleichen Tag darüber einig, daß das Mas-

saker auf das Konto der bosnischen Serben ging, und weil sich alle einig waren, wurden die ersten Luftangriffe der NATO gegen serbische Stellungen geflogen. Die innerhalb von Minuten gefilmten Bilder, die rund um die Welt ausgestrahlt wurden, markierten einen Wendepunkt im Kampf um Bosnien. Bis heute ist es jedoch fraglich geblieben, von wem die Granate abgefeuert wurde, denn keine der insgesamt zehn von Unprofor angestellten Untersuchungen konnte den Urheber zweifelsfrei feststellen (siehe dazu den sehr aufschlußreichen Artikel von David Binder, Auslandsredakteur der *New York Times*, in der *Weltwoche* vom 16. Juni 1994).

Von einem Beispiel über die Funktionsweise der Medien, über die sich Intellektuelle eigentlich keine Illusionen machen dürften, berichtet der Leiter des außenpolitischen Ressorts der *BBC* John Simpson in der *Zeit* vom 20.1.95: »Im Zweifel hat Bildmaterial, das keine dramatischen Szenen enthält, gegen Gewaltträchtiges keine Chance. Ein schlagendes Beispiel dafür lieferte unlängst die Erfahrung eines freien Kameramanns. Ihm war es gelungen, sich in die Enklave von Bihać in Westbosnien durchzuschlagen. Entgegen den Schreckensmeldungen der Weltpresse geht es dort offenbar recht friedlich zu. Über Eurovision wurde der exklusive Bihać-Bericht der Welt angeboten; die meisten Fernsehgesellschaften aber winkten ab. Die Bilder aus Bihać paßten nicht in die vorgefaßte Meinung, vor allem aber entbehrten sie der Schreckensszenarien.« Im Westen griff man lieber auf die Greuelberichte zurück, die aus der Küche von Ruder Finn stammten, der von Ižetbegović angestellten Werbeagentur.

Die Inflation des Völkermords

So einfach wie das in Gut und Böse unterteilte moralische Weltbild der Intellektuellen ist der jugoslawische Konflikt jedoch nicht gestrickt. Vergessen und mit keinem Wort er-

wähnt wird, daß vor allem die BRD durch die vehemente Anerkennungspolitik Genschers für den Bürgerkrieg verantwortlich war, obwohl es keiner großen Voraussicht bedurfte, daß damit die Voraussetzung für einen Bürgerkrieg geschaffen wurde. Kein Staat der Welt akzeptiert freiwillig die Sezession einer Provinz, die ideale Ausgangsbedingung für einen territorialen Krieg. In einem von Kroaten, Muslimen und Serben besiedelten Gebiet kann dieser Krieg für die Bevölkerung nur Vertreibung und Massaker heißen. Für die neuen Staaten heißt Krieg Sieg oder Niederlage, Eroberung oder Verlust von Gebieten.

Was aber hat das alles mit dem spanischen Bürgerkrieg und dem Faschismus zu tun, mit dem Aufstand im Warschauer Ghetto, mit Auschwitz und Treblinka? Roy Gutmans Berichte über »Völkermord« und »Todeslager« (»Wie Auschwitz« ist ein Artikel seines Buches betitelt) sind einseitig, und sie als tendenziös zu bezeichnen, wäre noch ein Understatement. Kein Wort verliert er über bosnische Gefangenenlager, die es nachweislich gegeben hat. Aus den Kriegsgefangenenlager der Serben macht Gutman »Todeslager«. So grausam es jedoch in solchen Lagern zugegangen sein mag, so sind sie nur die logische Folge eines Bürgerkriegs, und »Todeslager« sind sie in Anspielung auf Auschwitz nur dann, wenn sie systematisch und ausschließlich dem Zweck der Menschenvernichtung dienen. Eine solche Todesfabrik, die nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Auschwitz oder Treblinka gehabt hätte, gab es nicht, und Journalisten hätten wohl kaum Zugang zu solchen »Todeslagern« erhalten. Kriegsgefangenenlager hingegen sind keine Erfindung der Nazis, und daß es dort wie in Auschwitz zugegangen wäre, kann nur jemand behaupten, der keine Ahnung von Auschwitz hat oder der mit der Konnotation solcher Begriffe ein bestimmtes Kriegsziel verfolgt.

Auch was der jugoslawische Bürgerkrieg mit dem spanischen von 1936 zu tun hat, bleibt das Geheimnis von Cohn-

Bendit und Lévy, es sei denn, sie wollen behaupten, in Spanien hätten »Völkermord und ethnische Säuberungen« stattgefunden. Nun ist es kein Völkermord, wenn Spanier Spanier ermorden. Oder wollten sie behaupten, daß die bosnische Republik den gleichen heroischen Freiheitskampf führt wie 1936 bis 1939 die republikanischen Spanier es taten? In diesem Fall muß man jedoch die spanischen Anarchisten in Schutz nehmen, die von Freiheit etwas andere Vorstellungen hatten als Ižetbegović, der seine fundamentalistischen, nicht sehr demokratischen Ideen in der »Islamischen Deklaration« dargelegt hat, derzufolge »der Islam eine integrale Lebensform sei und sich mit keiner anderen politischen und sozialen Ordnung vertrage« (*Die Woche* vom 26.5.94). Solche bzw. ähnliche Vorstellungen ließen sich wiederum bei den spanischen Kommunisten finden, von denen man wissen sollte, welche Rolle sie bei der Verteidigung der spanischen Republik gespielt haben, als sie die Opposition der Linkskommunisten und Anarchisten über die Klinge springen ließen. Daß sie nun ausgerechnet von jenen als Vorbild gepriesen werden, die sich die Bekämpfung des Kommunismus zur Lebensaufgabe gemacht haben, darin besteht eben manchmal der Witz der Geschichte.

Nicht weniger unsinnig ist der Vergleich der Verteidigung Sarajevos durch muslimische Truppen mit dem Aufstand im Warschauer Ghetto. Weder haben sich die Nazis darauf beschränkt, das Ghetto aus kilometerweiter Distanz mit Granaten zu beschießen, noch ließen sie sich auf Waffenstillstandsverhandlungen ein, noch akzeptierten sie es, daß die Bevölkerung über den Luftweg, zum Teil sogar über den Landweg versorgt wurde. Wäre die Geschichte des Nationalsozialismus so glimpflich verlaufen, niemand wüßte heute mehr, daß es in Warschau einen Aufstand gegeben hat.

Überhaupt geht man mit dem Begriff Völkermord heute sehr großzügig um. Und vielleicht deshalb, weil man weiß, daß ein Massaker noch kein Völkermord ist, und weil es die

bosnischen Muslime immer noch gibt, obwohl schon unzählige Völkermorde an ihnen begangen wurden, werden die Maßstäbe immer weiter heruntergeschraubt. Als Völkermord gilt bereits »der gezielte Versuch, den Lebenswillen des bosnischen Volkes zu vernichten«, schreibt etwas einfältig der *Tagesspiegel* (vom 29.5.94). Und niemand der protestbereiten Mahnwachenapostel fand es »zynisch und menschenverachtend«, als es weiter hieß, Völkermord »zeigt sich nicht nur an dem Ausmaß des Mordens auf dem Balkan, sondern auch an der Zielgerichtetheit, mit der die jahrhundertalte Kultur des bosnischen Volkes – und vor allem die Religion und ihre Repräsentanten – vernichtet werden soll«. Nun sind der Dehnbarkeit eines Begriffs jedoch Grenzen gesetzt. Wenn der Verlust von Menschen bloß unter anderem beklagt wird, das Verschwinden einer »jahrhundertalten Kultur« hingegen als besonders abscheulich und verwerflich empfunden wird, dann haben diejenigen nichts zu lachen, die nur ihr nacktes Leben besitzen und keine unter Denkmalschutz stehenden Kulturgüter vorzuweisen haben, diejenigen armen Teufel also, die in den derzeit 43 Kriegen auf der Welt ihr Leben lassen, während die Medien erschüttert darüber sind, daß Europa, die Zivilisation und die Kultur in Sarajevo stirbt.

Dr. Seltsam oder: Wie ich lernte, die Bombe zu lieben

Die Frage ist, wen die Intellektuellen mit der Beschwörung der Geschichte überzeugen wollen, können sie doch nicht ernsthaft davon ausgehen, daß ihnen irgendjemand glaubt, der noch einigermaßen bei Verstand ist. Fast sieht es so aus, als ob es sich um die Selbstversicherung der eigenen Bedeutung handelt, der man sich nur durch heftiges Klappern und Rasseln versichern zu können glaubt, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Kein Konfliktlösungsvorschlag scheint hirnerbrannt genug zu sein, um sich damit

nicht wieder in Erinnerung zu rufen. Pierre Bourdieu beispielsweise plädiert für eine »Internationale der Intellektuellen«, »um in Jugoslawien, Haiti und Algerien, im Iran und in der Türkei eingreifen zu können« (*taz* vom 20.11.1993).

Nicht bloß militant, sondern regelrecht durchgeknallt gebärdet sich Cohn-Bendit, wenn er in einem Kommentar der *taz* vom 20.4.94 schreibt: »Als erstes wird dann von der Nato Pale bombardiert. ... Die Bombardierung von Pale würde sicherlich schreckliche Folgen haben. Aber ich glaube nicht, daß die Verblendung in der serbischen Bevölkerung und in der serbischen Armee einer solchen Entschlossenheit standhalten würde.«

Wolfgang Pohrts Artikel über den jugoslawischen Bürgerkrieg wurden im Berliner *Tagesspiegel* als »Irrsinn« bezeichnet, weil Pohrt etwas analysierte, »was keiner sieht – eine internationale Hetzkampagne gegen Serbien«. Als der *Tagesspiegel*-Autor seine maßlose Erregung zu Papier brachte, gab es bereits eine seit Monaten sich hinziehende öffentliche Debatte über die einseitige Medienberichterstattung, und nur sechs Wochen vorher war in der *taz* und anderen Tageszeitungen, wie dem Zürcher *Tages-Anzeiger*, ein »Aufruf an die Regierungen Europas und die UN« erschienen, in dem das Ultimatum für Sarajevo als Erfolg gewertet wurde: »Wir verlangen, daß im gesamten Krisengebiet des früheren Jugoslawien die Sanktionen dahin verschärft werden, daß alle Angriffsmittel vernichtet bzw. der UN übergeben werden müssen. Wird diese Forderung innerhalb eines auf wenige Tage befristeten Ultimatum nicht erfüllt, müssen durch Luftangriffe die Angriffsmittel – unter möglicher Schonung von Menschenleben – zerstört werden.« Die Unterzeichner dieses Aufrufs verzichteten zwar darauf, die Schuldigen beim Namen zu nennen, dennoch ließen sie keinen Zweifel daran, wer mit »den Aggressoren« gemeint war.

Spätestens seit diesem Aufruf wurde der gelegentlich erhobene Einwand hinfällig, nur wenige Intellektuelle würden

doch für eine Intervention in Jugoslawien eintreten. Nicht mehr nur Cohn-Bendit, Peter Schneider, Finkielkraut, Lévy und Freimut Duve verhalten sich wie Dr. Seltsam. Unterzeichnet haben den Aufruf u.a. diejenigen, für die sich Finkielkraut den schönen Begriff »humanitäre Elite« hat einfallen lassen: Wolf Biermann, Pascal Bruckner, Ignaz Bubis, Jürgen Fuchs, André Glucksmann, Juan Goytisolo, Günter Grass, Klaus Hartung, Claus Leggewie, Adam Michnik, Heiner Müller, Octavio Paz, Karl Popper, Salman Rushdie, Stefan Schwarz, Jorge Semprún, Susan Sontag, Simon Wiesenthal, Peter Zadek, Tilman Zülch.

Auch Henryk Broder gehört seit einiger Zeit zu dieser erlesenen Schar, die aus humanitären Erwägungen ein bißchen morden lassen möchte, und man fragt sich, warum er eigentlich nicht mitunterzeichnet hat. Vielleicht, weil er schon vorher seinen eigenen Aufruf verfaßt hatte, in dem er zur Bereitschaft aufforderte, den »Menschen in Sarajevo ... wirklich zu helfen«, was sehr ehrenwert ist, aber nicht gerade von großer Kompetenz zeugt. Wenn jemand mit so wenig Ahnung, was in Jugoslawien eigentlich passiert, nach einer militärischen Intervention ruft, dann kann nur vorsätzliche Dummheit im Spiel sein. Und wenn jemand sich so blind und vertrauensselig auf das verläßt, was im Fernsehen gezeigt wird, dann weiß man, wie wenig man in der Bundesrepublik benötigt, um als kritischer Geist zu gelten.

Bombardiert Pale, bombardiert die Serben, aber »Irrsinn« ist es, die Interventionsforderungen und Vernichtungsphantasien, früher Eigenschaften rechter Militärs, zu kritisieren. Humanismus, Menschenrechte, Zivilisation und die »europäische Idee« müssen zur Rechtfertigung der Barbarei herhalten, die auch dann eine ist, wenn die Intellektuellen Bomben nur »unter möglicher Schonung von Menschenleben« werfen wollen. Diese Glücksversprechen einer »humanitären Epoche« (Finkielkraut) sind aus der Geschichte bekannt, sie waren in der Regel die Vorboten der

größten Massaker und von Kriegen, die besonders heftig und verbissen geführt wurden, wenn sie von ideologischem Fanatismus beherrscht waren. Ideologie aber geht immer aufs Ganze. Auch die Verwirklichung der Rassenideologie sollte dem Dritten Reich zu tausendjährigem Glück verhelfen.

Weder in ihrem Eifer noch in ihrer Wortwahl unterscheiden sich die westlichen Intellektuellen von Fanatikern. Und sonst? Gut sei es, »die Werte, die ja unsere sind, zu verteidigen«, sagte Lévy, und Cohn-Bendit teilte dem *Spiegel* 1/94 mit: »Ich bin davon überzeugt, daß der europäische Gedanke eine der letzten Utopien ist, wofür sich zu kämpfen lohnt.« Diese Werte der abendländischen Zivilisation und der »europäischen Idee«, für die sich die Intellektuellen schlagen wollen, heißen Humanität und Menschenrechte. Menschenrechte lassen sich nicht dadurch verwirklichen, indem man in einem Bürgerkrieg eine nationalistisch orientierte Kriegspartei unterstützt und sei es auch die unterlegene. Sie zu unterstützen heißt im besten Falle, daß sie überlegen wird, wodurch eine Umkehrung der Verhältnisse erreicht wird und das Spiel von neuem beginnen kann. Die von den Intellektuellen herbeigesehnte Einmischung bedeutet die Fortsetzung der »Schlachtbank« (Hegel), die Europa sowohl geographisch als auch historisch immer gewesen ist, also das Gegenteil der Menschenrechte, für die sie eintreten und die immer mehr einem Euthanasieprogramm ähneln.

Die Fortsetzung des Krieges mit kulturellen Mitteln

Über künstlerisches Engagement in Zeiten des Krieges

»Geht die Kultur, kommt die Gewalt«, orakelte Gerhard Zwerenz in Halle zum Auftakt des dreitägigen »Kongresses zur Verteidigung der Kultur« Mitte Juni 1994. Schon die als Reprise angelegte Veranstaltung selbst verriet, daß der Erfolg ein ähnlicher sein würde wie der des historischen Vorläufers 1935 in Paris. Daß die Volksfrontpolitik betreibenden Kommunisten für die »Verteidigung der Kultur« eintraten, haben die Surrealisten kritisiert, weshalb ihnen eine Beteiligung an diesem Kongreß verwehrt wurde. André Breton warf den Veranstalter vor, daß es nicht genügt, lediglich Abscheu vor dem Faschismus zu bekunden, und insofern ist sein Einwand auch heute noch aktuell. Angesichts nämlich des in Halle einen Monat zuvor von zehn »Sieg Heil« grölenden Männern krankenhaushausreif geschlagenen Asylbewerbers aus dem Tschad mutete es gespenstisch an, ausgerechnet Kultur als besonders schützenswertes Gut zu betrachten. Was immer sich das PEN-Mitglied Zwerenz gedacht haben mag, Kultur ist kein die Gewalt ausschließendes Prinzip, und oft sind es die Künstler, die eine erstaunliche Blutrünstigkeit an den Tag legen. Gerade im vielgepriesenen multikulturellen, multiethnischen und multinationalen Sarajevo wurde der tiefere Sinn der kulturellen Friedenmission

deutlich. Hier hatte sich die Gewalt keineswegs beschämt verdrückt, als die Kultur mit Susan Sontag, Juan Goytisolo, André Glucksmann und Bernard-Henri Lévy Einzug hielt, hier lautete die Formel vielmehr »Kommt die Kultur, kommt auch die Gewalt«. Die Künstler und Schriftsteller waren vor allem deshalb nach Sarajevo gereist, um die Bewohner der Stadt mit Durchhalteparolen aufzumuntern. Sie stimmten Heldengesänge auf die großartige Moral der Bevölkerung an und jauchzten ein Hohelied auf Sarajevo, der einzigartigen und lebendigsten Stadt in Europa.

Susan Sontag und das Kulturereignis der Saison

Susan Sontag war die erste prominente Künstlerin, die Sarajevo mit ihrer Anwesenheit beehrte und die Waffen der Kultur im Kampf gegen die Serben einsetzte. *Der Liebhaber des Vulkans*, ihr zuletzt erschienenenes Buch, war in der deutschen Presse durchgefallen und vom »Literarischen Quartett« verrissen worden, und ihr letzter öffentlicher Auftritt in Berlin, als sie Syberberg vor seinem völkischen Gebrabbel in Schutz nahm, wurde vom *Spiegel* nicht zu Unrecht hämisch kommentiert. Vor so wenig Kultur kapitulierend flüchtete Susan Sontag nach Sarajevo ins Exil, inszenierte Becketts *Warten auf Godot*, und alles war ganz anders. »Ich war erstaunt über die große Aufmerksamkeit, die Godot in der internationalen Presse erregte ... Am Tag nach meiner Ankunft bekam ich im Foyer und Speiseraum des Holiday Inn ein Dutzend Anfragen hinsichtlich Interviews, am nächsten wieder, am übernächsten ebenfalls.« Nirgends sonst als in Sarajevo, einem fast schon mythologischen Ort, weil dort nach Meinung der Kulturschaffenden Europa a. »stirbt«, b. »beginnt« und c. »lebt«, hätte Sontag mit einer Theaterinszenierung soviel PR-Rummel verursachen können, oder anders ausgedrückt, nirgendwo sonst als im Holiday Inn, dort also, wo ganze Reporterteams gelangweilt herumhängen,

um auf den Einschlag der nächsten Granate zu warten, hätte Godot eine nettere Abwechslung sein können.

Susan Sontags Godot-Inszenierung wurde nicht nur als Beispiel selbstlosen Engagements gewürdigt, es wurde auch der Eindruck erweckt, die Einwohner Sarajevos könnten nun ein kulturelles Bedürfnis befriedigen, das mindestens ebenso wichtig ist wie das nach Nahrung, Kleidung und Wohnung. Sontag förderte diesen Irrglauben, wenn sie von der »äußerst lebendigen und reizvollen Provinzhauptstadt« und »deren Kulturszene« schwärmte, die keinen Vergleich mit mitteleuropäischen Maßstäben scheuen müßte. »Kultur, ernsthafte Kultur ist ein Ausdruck menschlicher Würde; eine Würde, die die Menschen in Sarajevo glauben verloren zu haben«, der sie nun jedoch nicht länger nachtrauern müssen, denn in Godot wird ihnen diese »ernsthafte Kultur« geboten, von der Sontag selbst am meisten beeindruckt ist: »Ich glaube, es war am Schluß dieser Aufführung ..., daß in meinen Augen Tränen zu brennen begannen.«

Wer zu diesen erhabenen Gefühlen nicht fähig ist, der wird mit einer propagandistischen Interpretation des Stückes bedient. Demnach wollte Sontag *Warten auf Godot* als »Illustration der Gefühle der Menschen in der Stadt« verstanden wissen: »ausgeplündert, hungrig, verzagt, wartend auf eine launische fremde Macht, die sie erretten oder unter ihre Fittiche nehmen würde«. Ihre Mission war in jeder Beziehung ein voller Erfolg: »Die Menschen in Sarajevo führen ein herzerreißendes Leben; dies war ein herzerreißender Godot. Ines war als Pozzo besonders theatralisch und Atko der ergreifendste Lucky, den ich je gesehen habe.« Ob dieses Eigenlobes wurde ihr dann auch im New Yorker Lincoln Center der »Montblanc de la Culture« verliehen, und Catherine Deneuve und Vanessa Redgrave gratulierten ihr.

In Susan Sontags langen Bericht über die Theateraufführung, der immer wieder von militanten Interventionsfor-

derungen unterbrochen wird und deshalb in der europäischen Kulturzeitschrift *Lettre* erschien, wurde eines nie erwähnt, nämlich daß schon vor dem Krieg in Sarajevo genauso wie in Berlin oder Bielefeld Theaterflaute herrschte und »daß sich das anwesende Publikum aus der politischen und militärischen Elite zusammensetzte, von denen man diejenigen an den Fingern einer Hand abzählen kann, die vor dem Krieg wenigstens einmal das Theater betreten haben. Oder die Tatsache, daß auch Schauspieler an die Front gezwungen werden, es sei denn die Kriegsregierung erkennt ihr künstlerisches Engagement als einen Teil ihres gemeinsamen Kampfes für die gleichen politischen Ziele an«. Das schrieb Željko Vuković, von 1986 bis 1992 Vorsitzender des bosnisch-herzegowinischen Journalistenverbandes, der Sarajevo verlassen mußte, weil sein Leben von allen drei Kriegsparteien bedroht wurde.

Die kulturelle Propagandaschlacht in Sarajevo

Im April '93 besuchte André Glucksmann für 24 Stunden Sarajevo und hielt dort eine Pressekonferenz ab. Der Jet-Set-Philosoph erklärte dem anwesenden Publikum, daß »Kriege im Fernsehen gewonnen oder verloren werden«, womit er vermutlich zu verstehen geben wollte, daß es keinen besseren als ihn gebe, um diesen Krieg zu gewinnen. Auch wenn sich Izetbegović über die Verstärkung aus der Pariser Hautevolée gefreut haben dürfte, die Botschaft war kalter Kaffee; er hatte schon lange vorher die PR-Agentur Ruder Finn damit beauftragt, seine Interessen in den Medien wahrzunehmen. Die von Glucksmann übernommene »individuelle Verantwortung« nicht nur in diesem Konflikt richtet sich seit neuestem gegen »moralisches Aids«, das er für eine der Hauptkrankheiten der westlichen Zivilisation hält.

»Saurierhafte, reptilienähnliche Gleichgültigkeit« heißt die Krankheit bei Juan Goytisolo, der im Schützenpanzer

nach Sarajevo gefahren ist. In seinen Notizen aus Sarajevo wechseln verklärende Hymnen auf das geliebte Wesen Sarajevo mit Beschreibungen bestialischer Folter, die so genüsslich ansonsten nur vom Bild dargereicht werden, abgedruckt wurden die Notizen jedoch in der Frankfurter Rundschau. Vorne im Buch ist ein Photo des Autors mit schussiger Kampfweste in den Ruinen der Nationalbibliothek abgebildet, ein Motiv, wie man es von Kriegsveteranen oder Safarizgern kennt. Von der gleichen Qualität sind seine Kommentare: Während der Westen im Sumpf der Friedensverhandlungen steckengeblieben ist, hat sich das moralische Empfinden in Sarajevo geläutert und gebessert. Die Reise hat sich gelohnt, Goytisolo erhielt für seine Notizen den Nelly Sachs-Preis.

Wer sonstwie verhindert war und gerade keine Zeit hatte, Sarajevo mit seiner Anwesenheit zu ehren, ließ sich entschuldigen und teilte der Presse mit, daß er sein Herz in Sarajevo verloren oder noch einen Koffer dort stehen hat. Salman Rushdie erklärte sich zum geistigen Einwohner Sarajevos und Umberto Eco's Herzenswunsch ist es, Bürger von Sarajevo zu werden. Sarajevo wurde auch zum Schicksalsort Maria von Welsers. In einer Bundeswehrmaschine nach Sarajevo lernte sie im Cockpit ihren neuen Mann kennen, einen Piloten und Oberstleutnant. Die Moderatorin des ZDF-Magazins Mona Lisa hatte als eine der ersten die Massenvergewaltigungen in Jugoslawien, als Opfer fast ausschließlich muslimische Frauen und als Täter serbische Männer entdeckt. Für ihre Reportage über die fast toten Frauen, der anschließend das Buch zum Film folgte, wurde sie dann zur Frau des Jahres 1993 gekrt. Kein Wunder,

satoren nach Genf: Kultur ist, wie Nahrung und Medikamente, ein elementares Bedürfnis der Menschen, weil die Hilfsorganisation der UNO in ihren Maschinen wichtigeres zu transportieren hatten als Vanessa Redgrave und Volker Schlöndorff. Im März 1994 präsentierte die Filmemacher der Gruppe SAGA, bestehend aus vierzig bis sechzig verschiedenen Ethnien entstammenden MitarbeiterInnen (taz), in Frankfurt und Berlin ihre Arbeiten. Wir leben in Sarajevo in einem Konzentrationslager, auf das man Bomben wirft ... Wir sind umzingelt von einer Kraft, die dreimal so groß ist wie die um Stalingrad, begründeten die Filmemacher von SAGA ihre historische Mission, die hauptsächlich darin besteht, auf die Straße zu gehen und die Kamera auf alles zu halten, was sich bewegt. Selbst Zeit blieb nicht verborgen, daß die eine Dokumentation immer auch ein Ziel verfolgt: Die SAGA-Videos verzichten keineswegs auf ästhetische Überhöhung. Von Ruinenromantik bis zum Pop-Videoclip produziert der Krieg in Sarajevo seinen eigenen Kitsch, seinen Stil, seine Moden. Finanziert wird die Gruppe von einem der reichsten Männer der Welt, dem New Yorker Brsenspekulanten George Soros, der sich die Destabilisierung kommunistischer Wirtschaftssysteme und die Unabhngigkeitsbestrebungen der Muslime und der Makedonier Millionenbeträge und Riesenkredite kosten lässt.

Aus der Dokumentar-Produktion von SAGA stammt u.a. der Film Bekenntnis eines Ungeheuers, gemeint ist Borislav Herak, ein zum Tode verurteilter serbischer Freischler. John Burns von der New York Times erhielt für ein Interview mit Herak den Pulitzer-Preis, später jedoch stellte sich heraus, daß Herak kein besonders glaubwürdiger Zeuge war. Bozo [ein Dolmetscher], der bei mehreren Interviews mit Herak zugegen war und diesen beobachtete, sagt es so: Der ist verrückt, der erzählt, was du von ihm hören willst, und will bei jedem Interview noch besser, das heißt noch blutiger

därme aber vor allem zeigen, ist Lévy's heimliche Faszination, die hinter dem manischen Sammeln solcher Dokumente steckt. Bilder von Menschen in Gefangenenlagern sind gegengeschritten mit Dokumentaraufnahmen aus KZs. Natürlich beweisen sie nichts als die Tatsache, daß hungernde Menschen eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen. Aber sie sollen auch nichts beweisen, sie sollen die Rückkehr des Faschismus suggerieren und damit den Krieg in Bosnien zu einer heiligen und gerechten Sache machen.

»Bosna!« ist ein erbärmliches Sammelsurium sämtlicher Klischees, die sich die Guten vom »Befreiungskampf« der Muslime gegen die serbische »faschistische Aggression« machen. Lévy zieht den Propagandakarren Ćetbegovićs und bezeichnet das als sein besonderes Vertrauensverhältnis zum bosnischen Führer. Durch nichts läßt sich Lévy beirren, alles liegt für ihn auf der Hand, einen Beweis glaubt er nicht antreten zu müssen. Nach wie vor haben die Serben die Granate auf dem Marktplatz Sarajevos geworfen, obwohl laut Untersuchungsberichten der UNO nicht festzustellen war, wer der Schuldige war. Nachrichten, die die Reinheit der bosnischen Sache anzweifeln, existieren für Lévy nicht.

Stattdessen heroische Gesänge und tiefender Kitsch, wie man das nur von stalinistischen Hofschranzen kennt, über die man heute so entsetzt ist, während man Lévy Aufrichtigkeit und Engagement bescheinigt. »Bosna, wie eine Hommage an Bosnien-Herzegowina, das seit zwei Jahren von den großserbischen Mördern zerstückelt wird und Opfer aller Nationen ist. Bosna, wie die heroischen Menschen, die, fast alleine, lieber sterben als sich unterzuordnen. Und Bosna, wie ein Film, der kämpft, Seite an Seite mit diesen Männern und Frauen, die ihr Land verteidigen und damit gleichzeitig unsere Werte.«

Die vom Krieg in Jugoslawien persönlich betroffenen guten Menschen in der Bundesrepublik holten den Film Lévy's nach Berlin und zeigten ihn in der Akademie der

Künste. Nach dem zweistündigen Film verkauft Lévy dem geräderten Publikum die gleichen Weisheiten noch einmal, die so schwülstig sind, daß sie sich für einen Abdruck in der *Zeit* qualifizieren: »Die Seele der Bosnier ist lebendig.« »Ich erfuhr das große Glück, zum Ehrenbürger Sarajevos ernannt zu werden.« »Ich habe mich den Verantwortlichen zur Verfügung gestellt. Das ist die Pflicht und die Ehre eines Intellektuellen.« Man hört es und faßt es nicht, daß Lévy Makeup mit dem Butterbrotmesser aufträgt. Selbst solche Platitüden, der Fußball und das Fernsehen seien an allem schuld, präsentiert Lévy noch als tiefe und empfindsame Einsicht.

Wo Lévy konkret wird, gerät er leicht ins Schlingern. 70% des bosnischen Territoriums seien von den serbischen Faschisten besetzt. Wer aber sind die Bosnier, von denen Lévy redet? Daß sie aus Serben, Kroaten und Muslimen bestehen, darauf muß ihn erst jemand aus dem Publikum aufmerksam machen. Den bosnischen Serben jedenfalls gehören laut Grundbucheintragung 60% des Landes. Lévy will alles für die Bosnier, die eine Fiktion sind, solange Lévy nicht verrät, wie er einen bosnischen Serben dazu zwingen will, Angehöriger dieses Mythos zu werden, wenn der nicht will. Soll er auswandern, soll er zwangsbosnisiert oder vielleicht ausgerettet werden?

Lévy ist jedoch nicht einfach dumm. Die pathetische Schlichtheit seines Weltbilds ist diejenige eines Demagogen, eines Agitators, wie ihn Leo Löwenthal in seiner Studie »Falsche Propheten« beschrieben hat. Heute sind die »faschisierten und rassistischen Serben« das Böse, das die Welt und die Bosnier bedroht. Das Böse jedoch verkleidet sich als das Gute, der Faschismus benutzt eine Maske und ist deshalb nicht immer eindeutig zu identifizieren. Aber Lévy ist Fachmann in Fragen der Teufelsaustreibung, und niemand hat es sich bisher leichter gemacht, den Faschismus als serbischen zu entlarven. An Lévy läßt sich studieren, wie der Agitator neuen Typs aussieht, für den jedes Mittel recht ist, um

»Menschenrechte« und die »Zivilisation« zu verteidigen. Was aber bleibt dann noch von den Menschenrechten und der Zivilisation?

Das Kulturunternehmen BHL

Selbst der *FAZ* (vom 18.5.94) war das Ganze zu dick aufgetragen, und vorsichtig ging sie auf Distanz, wenn auch nur aus dem Grund, daß ihr der PR-Rummel der Sache nicht angemessen schien: »Bernhard-Henri Lévy an allen Fronten: von Sarajevo direkt nach Cannes, wo der Film, den er im ehemaligen Jugoslawien gedreht hat und hat drehen lassen, zwar außer Programm gezeigt wurde, aber bisher mit Abstand die größte Aufmerksamkeit beanspruchte. Mehrere Seiten im *Nouvel Observateur*, Interviews in allen Gazetten, Magazinen und Kanälen. Und am Montag im öffentlich-rechtlichen Rundfunk *France-Inter* BHL total: Von morgens bis abends war er live im Äther. Der Rummel um seinen Film »Bosna!« ist so gigantisch, daß man dazu am liebsten »basta!« sagen würde. ... Lévy will zusammen mit ein paar Intellektuellen (André Glucksmann, Edgar Morin) bei der Europawahl vom 12. Juni mit seiner eigenen Bosna!-Liste antreten.

Dieses Projekt wurde am Tag der Vorführung bei den Fimfestspielen in Cannes publik und als PR-Aktion für den Lévy-Film lanciert. Unwidersprochen läßt sich sein Regisseur als neuer Malraux feiern. ... Man wird bei BHL den Eindruck nicht los, daß es ihm vor allem um den Werbeeffekt in eigener Person geht. Neben seinem feinen Instinkt für die intellektuelle Macht verfügt BHL auch über einen Riecher für die politische Konjunktur. Verzweifelt sucht er nach einer historischen Legitimierung seines Tuns, und es wäre ihm zuzutrauen, den Vergleich mit André Malraux selbst suggeriert zu haben. Nach Jugoslawien pilgerte er auf der Suche nach seiner Legende. Er brachte sie in Form eines

Schnellfilms nach Hause und mußte dabei nicht einmal sein Leben riskieren – die französische Presse hat diesbezüglich kompromittierende Bilder veröffentlicht. Lévy hat sich stets so aufdringlich inszeniert ... Mit den Malraux-Lévy-Vergleichen ist der Lernprozeß der Vergangenheitsbewältigung, der sich lange auf die Vichy-Phase konzentriert hatte, nun bei der Vorkriegszeit angekommen. Auf diesem kurvenreichen Weg haben seine Protagonisten etwas von ihrer persönlichen Glaubwürdigkeit verloren.«

Auch die *Zeit* meldete ihre Zweifel am Unternehmen BHL an, und sie zeigt, mit welcher Beliebigkeit die Guten für eine Sache eintreten: »Früher hatte er sich für Bangladesch engagiert, gegen die argentinischen Generäle und die französischen Kommunisten, für Salman Rushdie.« Nicht zu vergessen die afghanischen Freunde Lévys. In Landestracht, mit Turban und Burnus, hatte er sich mit Mudshaheddin-Kämpfern zusammen photographieren lassen, als diese Unterstützung im Kampf gegen den Kommunismus brauchten. »Und jetzt kämpft er eben für seine bosnischen Freunde, die ihm den Ehrendokortitel der Universität Sarajevo verliehen. Immer wieder hat er sie eingeladen nach Paris, wo Präsident İzetbegović, zu Gast in Lévys luxuriöser Wohnung, erstaunt ausrief: »Wieso engagiert sich einer wie Sie so sehr für uns?« Viele Male hat er auch sie besucht, das weiße Hemd unter einem Winterparka gerade noch zu erkennen, mit gepflegtem Dreitagebart; fast immer war ein Photograph dabei. Mit wachem Sinn für Effekte ließ er sich einmal mit vorgehaltenem Mikrophon befragen, geduckt vor einer Mauer, über die, wie der Zuschauer annehmen mußte, die Gewehrkgeln pfffen. Das nicht vorgesehene Folgebild offenbart dann, daß hinter der Mauer gelassen zwei Soldaten vorbeigingen – also kein Kugelhagel, sondern eine Inszenierung zum Zwecke der Dramatik.« Lévy hätte besser im seichten Gewässer seiner Gespräche mit Françoise Giroud über die Liebe, Männer und Frauen weiterplät-

schern sollen. Die waren wenigstens nur harmlos und vertrottelt, während »Bosna!« gemeingefährlich war.

Zwar löste der »Bosna!«-Film und die anschließend ins Leben gerufene »Sarajevo«-Liste für die anstehenden Europaparlamentwahlen eine Debatte aus, aber wie bei jedem PR-Rummel wollte auch in diesem Fall jeder möglichst selbst im Zentrum des öffentlichen Interesses stehen. Also wetteiferte die »Säbelrasselbande« (*FAZ*) um Einschaltquoten, Publicity und öffentliche Auftritte. Die Aufmerksamkeit der Medien wird einem jedoch nur zuteil, wenn man selber etwas zur Debatte beisteuern kann, und das hatte jeder reichlich: »Während manche Listenmitglieder wie André Glucksmann, von der gereizten Reaktion Mitterands [der die Initiative seines Freundes Lévy negativ bewertete, K.B.] angespornt, sich mit aller Kraft in die Schlacht werfen möchten, hält Bernard-Henri Lévy sich eher zurück. ... Der Politologe Alain Joxe greift kritisch Mitterands Wort auf, wonach nicht »dem Krieg noch ein Krieg hinzugefügt« und aus diesem Grund das Waffenembargo aufrechterhalten werden solle ... Auch Alain Finkielkraut zweifelt an der Glaubwürdigkeit des Lévy-Kreises und kritisiert dessen einseitiges Vertrauen in den bosnischen Präsidenten İzetbegović, einen »Mann von gestern«, der heute dem muslimisch-kroatischen Schulter schluß alle erdenklichen Hindernisse in den Weg lege, als politisch naiv, ja verantwortungslos« (*FAZ* vom 27.5.94).

In der Aufgeregtheit der Debatte kündigte sich bereits das Ende der Initiative für Bosnien an. Zwar lag die »Sarajevo«-Liste laut Meinungsumfragen bei sieben bis zwölf Prozent in der Wählergunst, aber die Tatsache, daß nun auch die französische Sozialdemokratie in Gestalt ihres Parteivorsitzenden Rocard auf den abfahrenden Zug aufspringen wollte, war ein sicheres Indiz dafür, daß dieses Thema keine Zukunft hatte und die Öffentlichkeit bald langweilen würde. Und tatsächlich. Am Montag, den 30. Mai '94, wurde die

erst am Freitag zuvor angemeldete »Sarajevo«-Liste wieder zurückgezogen. Die von der *taz* rapportierte offizielle Version Lévy's lautete, daß das Ziel der Liste, den Bosnienkonflikt während des Wahlkampfes zur Sprache zu bringen, erreicht worden sei. Die Version der *FAZ* vom gleichen Tag hörte sich etwas anders an: »Die Gründe sind viel banaler. Am Sonntag vermeldeten die Meinungsumfragen nach einem relativ sonnigen Wochenende, an dem unvermittelt auch wieder andere Themen existierten, Wahlprognosen von deutlich unter fünf Prozent. Das ließ nicht nur keine Abgeordneten erwarten, sondern vor allem kein Geld. Doch ein Wahlkampf verschlingt im Minimum ein paar Millionen Francs. Nur wer die Fünf-Prozent-Hürde erreicht, kommt in den Genuß einer Rückerstattung.«

Und soviel waren den Pariser Intellektuellen die bosnischen Freunde nun auch wieder nicht wert. Scharf kritisiert hat die windelweiche Position einiger Sozialisten Régis Debray. Die Politiker würden »vor den moralischen Augenblicksgefühlen der Bildschirmhelden« kapitulieren und den »Demagogen der hehren Gefühle und kantigen Worte« das Feld überlassen, berichtete die *FAZ*, die die Zeichen der Zeit offensichtlich verstand, denn sie referierte Débray nicht ohne eine gewisse Sympathie: »Lautstark »bis zum letzten Bosnier in Paris zu kämpfen«, hält Debray nicht für ein Modell der Ehrenhaftigkeit. Jedem sei es freigestellt, mit dem Gewehr auf dem Balkan für die gerechte Sache zu kämpfen. Wem der Bosnienkonflikt ein moralisches Problem stelle, der solle es auch moralisch angehen – in der ersten Person Singular.«

Als der »Bosna!«-Film in Cannes gezeigt wurde, lief unter weniger spektakulären Umständen ein Film von Željimir Žilnik in Belgrad. Nach einer Idee von Ernst Lubitsch in »Sein oder Nichtsein« hatte Žilnik einen Schauspieler als Tito in Marschallsuniform in der Öffentlichkeit auftreten lassen und vorübergehende Passanten bei ihrer Begegnung

mit der Vergangenheit interviewt. Keine Dramatik, kein Heroismus, keine Propaganda wie im »Bosna!«-Film von Lévy, sondern Ironie und Spott mitten in der »Zentrale des Faschismus«. »Der Film wurde produziert von Radio B92, einer kleinen Station, die nur in Belgrad zu hören, aber quicklebendig ist und bislang hartnäckig in ihrer Kritik am Milošević-Regime. Wie lange sie durchhält, weiß niemand, und viele fragen sich, warum Milošević die zwar im wesentlichen auf Belgrad begrenzte, aber doch bemerkenswerte Freiheit duldet«, schrieb die *Zeit* vom 20.5.94, der man keine Sympathien für die serbischen Kommunisten nachsagen kann.

Kulturoffensive an der Heimatfront

Im Herbst '93 beklagte Iris Radisch in der *Zeit*, daß nur wenige namhafte Schriftsteller, Theaterleute und Künstler »sich selber ein Bild von dieser Stadt gemacht und über sie geschrieben haben«. Susan Sontag machte die »Shopping-Ara« dafür verantwortlich, daß nicht mehr Intellektuelle nach Sarajevo pilgerten. Auch wenn der Aufruf Sontags und Goytisolos nicht den gewünschten Erfolg hatte, so blieb er doch an der kulturellen Heimatfront nicht ungehört. »Welt-Moral« lautete der bezeichnende Titel einer Ausstellung, die 1994 in Basel gezeigt wurde und deutlich machte, daß die Künstler wieder Betroffenheit und Weltschmerz auf die Tagesordnung gesetzt haben, wie z.B. Jenny Holzer, deren mit Blut bedrucktes Insert im Magazin der *Süddeutschen Zeitung* als Exponat zu bewundern war. Jenny Holzer hatte sich von Berichten über die Massenvergewaltigungen an muslimischen Frauen inspirieren lassen: »Da, wo Frauen sterben, bin ich hellwach« stand auf der Titelseite des Magazins. Hellwach wurden daraufhin vor allem Holzers Kollegen, denn ihr Happening auf Hochglanzpapier hatte für viel Furore gesorgt.

Vielleicht weil die ständige Rede vom »Völkermord an den Bosniern« irgendwann einmal jedem verdächtig vorkommen muß, weil beim zehnten oder elften Mal niemand mehr so recht daran glauben mag, verlegten sich die Kulturschaffenden auf eine andere und, wie sie dachten weit, schlimmere Art von »Völkermord«, den Völkermord an der »jahrhundertealten Kultur des bosnischen Volkes«. Das war die Quintessenz dessen, was das Starensemble in Sarajevo schon seit längerem predigte. Dieser Gedanke wurde in einem »Offenen Brief zur Gründung einer Bosnischen Bibliothek« historisch zurückverfolgt: »In diesem Jahrhundert hat Europa schon einmal die massenhafte und folgenschwere Vernichtung seiner Kultur erlebt ... In Europa wird heute wiederum eine einzigartige Kulturlandschaft vernichtet.« Dieser »geistige Kahlschlag« müsse »verhindert«, »den Vertriebenen« dürfe nicht »die unmittelbare Verbindung zu ihren Kulturen und dadurch zu ihrer Erinnerung und Identität gekappt werden«.

Aus Sorge um die Vernichtung der »einzigartigen Kulturlandschaft« rief man zahlreiche Initiativen ins Leben. Im Theater am Halleschen Ufer wurde ein Erlebnisbericht mit dem Titel »Mirad – ein Junge aus Bosnien« aufgeführt. Die Schaubühne in Berlin veranstaltete unter dem Titel »Mozid Sarajevo« einen Leseabend, auf dem u.a. Goytisolos »Notizen« vorgetragen wurden. »Eine fast zeremonielle Veranstaltung«, schrieb die *taz*, »bei der eine Komposition von Giacinto Seelsi eine hinduistisch-meditative Grundstimmung vermittelte.« Das Scharoun Ensemble beteiligte sich an einem »Benefiz-Konzert für Sarajevo«. Das Grips-theater brachte Ende April '93 das Stück »Bosana« auf die Bühne, von dem die *taz* berichtet: »Hier erzählen Betroffene tatsächlich selbst.« Im Januar '94 ließ sich das Grips-theater von Erich Rathfelder die »richtigen Kontakte« knüpfen, um »mit einem aktuellen Stück eine eigene Position zu diesem Balkan-Massaker zu beziehen«. »Bosana« war Pflicht-

veranstaltung für Schulklassen mit Schülern ab 13 Jahren. Großes Echo fand vor allem eine »Kunstauktion für Künstler in Sarajevo«, die von 149 in- und ausländischen Künstlern und Galerien unterstützt wurde und einen Erlös von 557 600,- DM erbrachte. Auch der Berliner Senat für kulturelle Angelegenheiten wollte etwas für die Künstler in Sarajevo tun. 94 000,- DM wurden gesammelt dank eines etwas kryptischen Aufrufs: »Mit dem Leiden Sarajevos leidet ein Stück unserer europäischen Kultur. Kultur darf nicht sterben, nicht in Sarajevo.«

Der diesen Vorstellungen zugrunde liegende Begriff Kultur wird als eine Art Rezept für Völkerverständigung gedacht. Mit ein bißchen mehr Kultur auf der Welt würde tiefer Friede eintreten, und wenn nur genügend Theaterinszenierungen, Konzerte, Ausstellungen und Dichterlesungen stattfinden würden, dann hätte der Krieg keine Chance mehr. Als Beleg für diese These prangern die Künstler den »Völkermord« an der Kultur an, den sie offensichtlich mehr verabscheuen als alles andere. Wenn Kultur aber schon zur Person erklärt wird, um einen Mord an ihr begehen zu können, was muß sie dann erst sein, wenn sie einem »Völkermord« zum Opfer fällt? Eine sich in karnickelartiger Geschwindigkeit vermehrende Volkskultur? Hätte dann der »Völkermord« nicht eine gewisse Berechtigung, wenn er uns von Schuhplattlern und den Wildecker Herzbuben befreien würde?

Freunde fürs Leben

Wie Henryk M. Broder einmal einen »linken Nazi« entdeckt und endlich Anschluß gefunden hat

Seitdem die Ostblockstaaten zusammengebrochen sind und damit auch die Gefahr verschwunden ist, die von ihnen ausging, haben sie vor allem in der ehemaligen Linken und deren Sympathisanten ihre erbittertsten Feinde gefunden. Während die früheren Renegaten ihr Leben riskierten, wenn sie öffentlich auf die Verbrechen des Stalinismus hinwiesen, wird heute niemand mehr verfolgt, wenn er unter den Fittichen der freien Marktwirtschaft den Kommunismus verteufelt. Und während die früheren Renegaten noch allen Grund dazu hatten, verzeihen die heutigen dem Kommunismus nicht, daß es ihn nicht mehr gibt, weshalb sie fast pathisch auf jeden reagieren, der damit einmal in Berührung stand und nicht inzwischen abgeschworen hat. Die Altlinken versichern dem Sieger im Wettstreit der Systeme ihre unbedingte Loyalität, jedoch zu einem Zeitpunkt, an dem die westliche Demokratie kein Interesse mehr daran hat, weil der Kommunismus nur noch als Schreckgespenst taugt, aber kein Gegner mehr ist, dessen Bekämpfung Ehre und Anerkennung einbringen würde.

So lächerlich also das Spreizen und Balzen auf den Seiten des Feuilletons sein mag, wenn Biermann und Broder zusammen mit Hrdlicka als trio infernale auftreten, so ist ihr Gebaren als moralische Saubermänner auch ziemlich depri-

mierend. Biermann hat Gysi einen »Verbrecher« und Heym einen »Feigling« genannt, und zwar nicht deshalb, weil Gysi ein gemäßigter Sozialdemokrat und Heym ein besonders eitler Schriftsteller ist, sondern weil er in ihnen die kommunistische Gefahr wittert, denn unter Gesetzen, die Gysi mitbestimmt hat, möchte Biermann nicht leben. Wären Gysi und Heym nur das, was sie tatsächlich sind, und nicht das, was ohne ihr Verschulden in sie hineinprojiziert wird, könnte man sich beruhigt zurücklehnen, weil man weiß, Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Weil dem aber nicht so ist, hat Hrdlicka einen »Offenen Brief« im *Neuen Deutschland* veröffentlicht, in dem er die von Biermann eröffnete Rumpelstilchen-Debatte fortführt. Hrdlickas Invektiven jedoch sind nicht nur deshalb treffend und genau, weil er auch Biermann meint, wenn er Biermann sagt, sondern auch weil sie gegenüber den »DDR-Dissidenten« sehr plausibel klingen, wenn man weiß, daß deren einzige Existenzberechtigung darin liegt, die Öffentlichkeit mit ihren Stasiakten zu belästigen und die Bedeutung ihrer Person mit einem »Auschwitz in den Seelen« aufzublasen, wie es der Führungsoffizier Biermanns, Jürgen Fuchs, gerne tut.

Hrdlicka hat Biermann aber auch »die Nürnberger Rassengesetze an den Hals« gewünscht. Henryk M. Broder hat dies wiederum zum Anlaß genommen, Hrdlicka im *Tagespiegel* und im Wiener *Profil* als »linken Nazi« zu denunzieren, dessen »Mahnmal für die verfolgten Wiener Juden sofort abgerissen werden« sollte, worauf sich Sigrid Löffler in der *Süddeutschen Zeitung* fragte, was Broder wohl gefordert hätte, wenn Hrdlicka Schriftsteller wäre: eine neue Bücherverbrennung? Aber auch die Bezeichnung als »linker Nazi« hat der Wiener Rechtspresse gut gefallen, die wie die *Kronenzeitung* schon bei der Aufstellung des Denkmals Amok lief und deshalb Beifall von allen Altnazis erhielt. »Doch bevor dies geschieht«, schrieb *Die Presse*, »sollte man es verhüllen, um so ein Mahnmal gegen die Heuchelei zu schaf-

fen.« Und die *Salzburger Nachrichten* setzte noch eins drauf: »Dieser Mann [Hrdlicka] muß aus dem öffentlichen Leben verschwinden.« Schwer entrüstet ist die Rechtspresse über die »Nürnberger Rassengesetze«, aber ganz entschieden tritt sie für deren Anwendung ein. Und man möchte dem Fachmann in dieser Frage zurufen: Broder, übernehmen Sie!

Was es mit Broders Empörung über Hrdlickas inkriminierten Fluch auf sich hat, hat der Wiener Philosoph Rudolf Burger als eine Methode kommentiert, die man ansonsten gerne Stalinisten zur moralischen Herabsetzung des politischen Gegners unterstellt. »Wie man einen Nazi konstruiert« heißt der Artikel und erschien zuerst am 12.12.94 im Wiener *Standard*. Burger zeigt, daß der besorgte Kommentator Broders eine merkwürdige Allianz von Empörten hervorrief, von denen man bisher lediglich wußte, daß sie nicht denken können, die jetzt aber bewiesen haben, daß sie auch nicht lesen können. Um lesen zu können, muß man kein Verständnis für Hrdlicka aufbringen, man muß seinen Text auch nicht interpretieren, man muß auch nicht besonders unvoreingenommen sein, und auch sonst benötigt man keine besondere Qualifikation, um zu wissen, was da steht: Unsinn. Ein Unsinn jedoch, der im Unterschied zu Broders Interpretation keinen Wunsch enthält, sondern eine Verwünschung, und »insofern bewahrt Hrdlickas Pamphlet einen Kern von Solidarität mit seinem Gegner: Er erinnert ihn an ihren gemeinsamen Feind, den Nazi« (Rudolf Burger). Hrdlickas ordinäres Gestammel ist dumm und unzurechnungsfähig, eine Retourkutsche auf Biermanns Geschrei, aber antisemitisch ist es nicht. »Das Pamphlet ist eine Kraweelerlei zwischen verfeindeten Freunden, wie in einer schlechten, unauflöselichen Ehe.«

In Wien würde man sagen, Hrdlicka ist ein bißchen »deppert«, ein ernstzunehmender Gegner ist er jedoch nicht. Vielleicht, um den Verdacht der bürgerlichen Presse in der BRD zu entgehen – die nicht versäumte, auf Hrdli-

ckas Neigung zum Alkohol hinzuweisen –, Broder hätte sich ein leichtes und unzurechnungsfähiges Opfer ausgesucht, schreibt er: »Die Frage wäre müßig und keiner Erörterung wert, stünde Hrdlicka nur für Hrdlicka und nicht für ein ganzes Milieu, das mit seiner eigenen Lebenslüge konfrontiert wird und damit nicht fertig wird.« Weil es aber die Salonkommunisten, die Broder meint, nicht mehr gibt, weil sie a.) entweder Broder schon längst gefolgt und ins andere Lager gewechselt sind und b.) keine gesellschaftliche Rolle mehr spielen, weshalb von »Milieu« zu reden unsinnig ist, deutet vielmehr alles darauf hin, daß sich Broder einen Gegner erst basteln muß, um ihn als Attrappe erlegen zu können. Aus diesem Grund nennt Broder das *Neue Deutschland* auch eine »totalitäre Zeitung« und hat sogleich mit Konrad Weiß einen Freund gewonnen, der es Broder nachplappert und die »totalitäre Geisteshaltung dieser Zeitung« anprangert. Nun kann man das *Neue Deutschland* als alles mögliche bezeichnen, z.B. als Vereinsblatt der »Partei des demokratischen Selbstmitleids« oder als etwas schrullige Postille, die krampfhaft Anschluß an das schöne und gute Deutschland sucht, aber eine »totalitäre Zeitung« ist das *ND* nicht mal zu Zeiten Ulbrichts oder Honeckers gewesen, denn als offizielles Mitteilungsorgan war es nur langweilig, während es heute außerdem noch den Befindlichkeitskitsch für den Osten liefert.

Broder lobt Biermann dafür, daß er sich von »seiner Lebenslüge verabschiedet« hat, die darin bestand, »an den Sozialismus geglaubt« zu haben, und mit diesem Lob dürfte sich Broder auch auf die eigene Schulter geklopft haben. Nun ist gerade von Biermann bekannt, daß seine Liebe nicht dem DDR-Sozialismus galt, und auch Broder hat einmal beschrieben, wie kurzlebig seine Affäre mit dem Staatssozialismus war. Gemeint ist deshalb der Verrat an den eigenen Jugendidealen, an einer Haltung, die gegen die herrschenden Verhältnisse opponierte und dafür jede Menge guter Grün-

de für sich reklamieren konnte, und sie begehen den Verrat, weil sie es nicht ertragen, wenn auch bloß mit ihren Wünschen und Hoffnungen, einmal außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft gestanden zu haben. Leute also, deren Beitrag zur Kritik der Verhältnisse rein ideeller Natur war, werfen sich heute von Schuldgefühlen geplagt ihre Vergangenheit in einer Weise vor, als hätten sie früher mit der Waffe in der Hand auf die Abschaffung der Gesellschaft gedrängt. Ist es schon nicht gerade schön, wenn Leute unter Zwang oder für ein Butterbrot sich von der Stasi anwerben ließen, so ist es auch nicht gerade appetitlich, wenn sich gutverdienende Herren mittleren Alters freiwillig dafür hergeben, eine Haltung zu denunzieren, der angesichts des überall grassierenden Opportunismus geradezu Größe und Würde zukommt.

Wenn Broder Hrdlicka vorwirft, er würde sich gern den Herrschenden anbiedern, »wenn es nur die richtigen Herrschenden wären«, so kommt er nicht umhin, im Konjunktiv zu schreiben, während Broder und Biermann nichts anderes tun, als ihre Anbiederung faktisch unter Beweis zu stellen. Hätten Jörg Haider oder Franz Schönhuber irgendjemand die Nürnberger Rassegesetze an den Hals gewünscht, »gäbe es einen Aufschrei der Empörung im ganzen Land«, schreibt Broder in nur wenig unterschiedlichen Varianten im *Tagesspiegel*, im *Profil*, in der *Süddeutschen* und in der *Woche*, und er findet das ungerecht, als müßten Rechtsradikale und Altnazis, d.h. rechte Nazis im Unterschied zu »linken Nazis«, vor öffentlicher Kritik ausgerechnet von Broder in Schutz genommen werden. Als ob Broder nicht wüßte, daß der beste Schutz solcher Leute darin besteht, daß die meisten Politiker nicht anders denken oder reden als Schönhuber und Haider, aber im Unterschied zu diesen das richtige Parteibuch haben. Offensichtlich eingedenk dieses in der Behandlung des politischen Gegners angemahnten Gleichheitsgrundsatzes, auf dem Broder herumreitet, hat er mit ungeheuer viel Einfühlungsvermögen im Mai 1992 Schön-

huber für die *taz* interviewt und für ihn viel Verständnis aufgebracht mit Fragen wie »Wird Schönhuber gelegentlich von seinen Anhängern mißverstanden? Das ist auch Marx passiert.« Oder: »Marx war ein Visionär, Hitler ebenso. Visionär heißt, daß einer weit nach vorne blickt ...« Auch nicht schlecht. Und dann gibt Broder Schönhuber Gelegenheit, sich von den Überfällen Rechtsradikaler auf Asylbewerberheime zu distanzieren mit der Frage: »Was haben Sie dabei empfunden?« »Ganz schrecklich« hat es Schönhuber natürlich empfunden. Kein Nachhaken, kein Insistieren, im Gegenteil, Broder gibt sich viel Mühe, Schönhuber nicht mit seinen eigenen Anhängern in einen Topf zu werfen, die zugegebenermaßen nicht immer die höflichen Umgangsformen des ehemaligen SSlers pflegen. So wie Broder jedenfalls hat noch kein Journalist Schönhuber die Möglichkeit gegeben, sich raus- und schönzureden. Und als das Geplauder schließlich auf die Stasi kommt, wird klar, daß sich da zwei Brüder im Geiste getroffen haben, die im Duett das Lied von den »zwei Diktaturen« singen können.

Dieses Verständnis kann Broder für Hrdlicka nicht aufbringen, weil Hrdlicka ein »linker Nazi« ist und gerade »linke Nazis« Broders besondere Verachtung auf sich ziehen. »Die verfolgten Wiener Juden«, schreibt Broder, »sind genug verhöhnt worden und brauchen sich nicht von einem linken Nazi post mortem weiter verhöhnen zu lassen.« Ein interessanter Satz, weil Broder versucht, daß von ihm erfundene Feindbild des »linken Nazis« mit den historischen Nazis auf die gleiche Ebene zu zerren, demzufolge die Nazis die Wiener Juden nicht etwa verfolgt, vertrieben und in die Gaskammern deportiert, sondern lediglich »verhöhnt« hätten, genauso wie es der »linke Nazi« Hrdlicka tut. Man kann Broder nicht unterstellen, daß ihm dieser kleine Unterschied unbekannt ist, denn schließlich müssen die Juden irgendwie umgekommen sein, um sie »post mortem weiter verhöhnen« zu können. Aber Broder schreibt es trotzdem,

und er schreibt es deshalb, weil er wie seine Freunde von *Report*, *Focus*, den DDR-Bürgerrechtlern plus Gauck die Denunziation von allem, was nach Opposition riecht oder was Broder dafür hält, für politisch korrekt und opportun hält.

In Österreich schlug diese reichlich dünne Kontroverse hohe Wellen, während in der BRD die Berichterstattung eher flau war. Zwar wurde Broder in der Sache recht gegeben, aber man roch den Braten, den inszenierten Skandal, mit Broder als Retter des christlichen Abendlandes. Nur Ignatz Bubis, der Hrdlicka in der *Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung* als »rotlackierten Nazi« titulierte, und Konrad Weiß eilten dem »Biermann ohne Klampfe« (Wiglaf Droste) zu Hilfe. In der *FAZ* spuckte Weiß Gift und Galle gegen das *Neue Deutschland*. Im heiligen Eifer erstattete er gegen das *ND* sogar Strafanzeige beim Generalbundesanwalt wegen »Volksverhetzung, Aufruf zum Völkermord und möglicherweise Unterstützung der Ziele einer verbotenen und verfassungsfeindlichen Organisation der NSDAP«. Gespreizt, tantenhaft und stark weizsäckerverdächtig war die Replik des Kulturredakteurs Peter Berger: Das »kann uns weder einschüchtern noch davon abhalten, auch diesmal von unserem Recht auf Pressefreiheit Gebrauch zu machen ...« Wenn einer das schreibt, dann meint er, daß sie, die Redaktion, allen Grund hätte, eingeschüchtert zu sein, weshalb er hiermit betont, daß sie es nicht ist, denn anderenfalls ergibt der Satz keinen Sinn. Insofern muß man es schon fast wieder bedauern, daß die von Weiß eingereichte Klage genauso blödsinnig wie chancenlos ist. Schön an dieser Schmierenkömodie ist immerhin, daß sich die Chefredaktion jahrelang bei Konrad Weiß eingeschleimt hat, um ihn zur Mitarbeit in ihrem Vereinsblättchen zu bewegen.

»Es gibt genügend ostdeutsche Künstler zu entdecken«, nörgelte Konrad Weiß in eigener Sache, »um die es still sein mußte in der DDR und die auch im wiedervereinigten Deutschland fast unbekannt geblieben sind.« Dieses La-

mento war sogar der *FAZ* zuviel, die ihm einen Tag später antwortete: »Die östlichen Moralisten nerven und erpressen nun schon seit Jahren unser ästhetisches Gewissen mit Märtyrern, Ausnahmefiguren, Winkelpoeten oder gar mit Patriarchen, die angeblich die eigentliche Kunst der DDR geschaffen haben.«

Überhaupt war die *FAZ* die einzige Zeitung, die sich über den »Konflikt« angemessen lustig machte, als sie ihn als einen »pubertären Streit unter Rauschebärten« (Erhard Busek in der *FAZ*) beschrieb. Daß nicht alle Konservativen die Anbiederei Broders mit Beifall honorierten und »um der Freiheit der Kunst willen ... ihre Anarchie, ihre Immoralität und ihre traumtänzerische Inkorrektheit« in Gestalt des »rabiatischen »Antifaschisten« Hrdlicka verteidigten, ist der einzige Lichtblick in dieser »Affäre«, sieht man von Wiglaf Drostes konstruktivem und vorbehaltlos zustimmendem Vorschlag zur Güte ab, ein »Zwergenwerfen« mit den Protagonisten des Streits zu veranstalten. Nein, es gab noch einen Lichtblick, nämlich daß Broder in seiner Kampagne gegen Hrdlicka sogar Bundesgenossen von links bekam, wie den Chefredakteur vom Irmgard Möller-Solidaritätsblatt *Junge Welt* Oliver Tolmein, der im Leitartikel der *Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung* über »das Herabzerren der Scham- und Hemmschwellen« durch Hrdlicka schwadronierte. Doch, daß Broder nun in der gleichen Empörungsfrent wie Tolmein steht, das ist eine gute Nachricht.

Bereits vorher hatte sich Tolmein in seinem eigenen Blatt ähnlich geäußert. Auf diese »geheuchelte Empörung« schrieb Eike Geisel u.a. eine Erwiderung, die jedoch nicht abgedruckt wurde, weshalb sie hier in Auszügen zitiert sein soll: »Vor einer Woche erschien ein Text (»Bruder Broder«), der den deutsch-jüdischen Pas de deux als Lachnummer vorführte. Und neben diesem Text, sozusagen als Abmahnung, erklärte der Chefredakteur der »Jungen Welt«, die Zeitung verteidige das Ansehen von Auschwitz, es dürfe nicht »her-

abgewürdigt« werden. Staatstragend und kirchentagsmäßig betroffen sinnierte Oliver Tolmein über die Gefahr der »sprachlichen Einebnung der NS-Verbrechen«. Und seine Abmahnung schloß: »Der Streit zwischen ihm (Hrdlicka) und Broder ist ... eben doch einer zwischen einem, der im Nationalsozialismus aufwachsen ... konnte, und einem, der vom NS-Regime ermordet worden wäre.« Eine berühmte Publizistin, die im Unterschied zu Tolmein etwas von der jüngeren deutschen Geschichte verstand, reagierte auf derlei dämliche Konstruktionen immer mit derselben Auskunft: »Wenn meine Großmutter Räder hätte«, pflegte Hannah Arendt zu sagen, »dann wäre sie ein Autobus«. Man könnte nämlich ähnlich zurückfragen, was aus dem nach dem deutschen Reinheitsgebot gezeugten Oliver Tolmein geworden wäre. Wahrscheinlich Chefredakteur der *Jungen Welt*.«

Nichts kann Broder selbstverständlich dafür, was Kritiker über seine Bücher schreiben, aber verdient hat er es allemal, daß ihm von einem in die Konsistenz des Schleimigen übergehenden guten Menschen wie Friedbert Pflüger Schonungslosigkeit und Sarkasmus bescheinigt wird und daß er dafür gelobt wird, »scharf mit der Linken ins Gericht« zu gehen. Und verdient hat er es auch, wenn Günter Schabowski ihn als »Querulant« und »Querdenker« bezeichnet, der nicht nur am Fließband »Denkanstöße liefert«, sondern seine »Feder« »gnadenlos ... in den Speck der Selbstgefälligkeit« rammt. Fast schon möchte man Erbarmen mit Henryk Broder haben, wenn man nicht wüßte, daß er sich in diesen Kreisen wohl fühlt. Es war ein langer Weg, aber Broder ist endlich angekommen in seiner neuen Heimat, und aus dieser Ecke der ranzigen alten Herren wird man noch öfter von ihm hören. Nun hat sich Broder mit seinen Publikationen, die in der Regel schon ein bißchen zurückliegen, auch unbestreitbar Verdienste erworben, die ihm das Recht geben, auch mal etwas Bescheuertes zu veröffentlichen. Seitdem er jedoch das Thema von den »zwei Diktaturen« entdeckt hat,

ist er auf dem besten Weg dazu, als Fachmann in Sachen »linke Lebenslügen« Klaus Rainer Röhl Konkurrenz zu machen. Fachmann auf diesem Gebiet wird man jedoch nur, wenn man, als Schwein beschimpft, dies nicht als Beleidigung versteht, »sondern als Aufforderung zu grunzen« (Wolfgang Pohrt).

In einem Interview mit Broder in *Focus* scheint es soweit zu sein. Genüßlich läßt ihn *Focus* apportieren, daß das »Vier-te Reich ... die Wichtsvorlage der Linken« und in Deutschland »anormal nur der Ladenschluß« ist. Zeugt dieser doppelte Hrdlicka auf Small-talk-Niveau nicht gerade von der feinen Ironie, für die Broder immer gelobt wird, so scheint er über Stefan Heym nur noch mit Schaum vor dem Mund reden zu können: »Heym würde nur hungern, wenn er dafür bezahlt würde ... Einen derart charakterlosen, geldgeilen Opportunisten wie Heym hat es vorher nicht gegeben. Für so kleine Summen auch noch! ... Heym ist ja schon für 1000 Mark käuflich. Der Mann hat überhaupt nichts zu sagen, aber er möchte gern anderen vorschreiben, was für sie gut ist.« Ist es schon pikant, jemandem Geldgeilheit vorzuwerfen, wenn es kein Geheimnis ist, daß Broder seine Artikel nicht aus Nächstenliebe verfaßt, und schon gar nicht aus Überzeugung, so hat es sich Broder selbst zuzuschreiben, wenn sich der Leser die Haßtirade aus dem Neid gegenüber dem Besserverdienenden erklärt. Nur unzureichend läßt sich deshalb Broders ordinäre Häme mit seinem eigenen Verdikt über den »deutschen Humor« beschreiben, für den er selbst das beste Beispiel geliefert hat: »Einfalllos. Grausam. Uncharmant. Unsexy. Dumm.«

Dieser in *Konkret* 2/95 gekürzt zum Abdruck gekommene Text veranlaßte Ingrid Strobl zu einer Antwort, in der sie mir vorwirft, daß ich über all diejenigen herfallen würde, »die Hrdlicka als »linken Nazi« oder einfach »nur« als Antisemiten verdächtigen«, könnte »dann aber auch nicht so genau sa-

gen, warum das seiner Meinung nach nicht stimmt«, und sie empfiehlt, »darüber nachzudenken, wie es möglich ist, daß einer wie Hrdlicka sich so verhält, wie er sich verhält«.

Warum wohl tut er das? Vielleicht, weil er sich für einen Querdenker hält? Vielleicht, weil er sich gerade mal wieder langweilt? Oder aus Gründen der Publizität? Je schwachsinniger nämlich die Statements, desto eifriger werden sie vom Feuilleton aufgegriffen. Zuletzt war es Castorf, der sich ein »Stahlgewitter« wünschte. Wieder ein Fall für Strobl, die auch in diesem Fall »wichtige Denkanstöße zu einem bedrohlichen und beunruhigenden Thema« (Betroffenheits-O-Ton Strobl) liefern könnte.

Ganz gleich aber, was das Motiv Hrdlickas gewesen sein mag, bei einem, der dumm ist, wird auch langes Nachdenken nicht viel mehr an den Tag bringen als seine Dummheit. Hrdlicka hat keine Gelegenheit ausgelassen, das sowohl im *Neuen Deutschland* als auch in einem Interview in der *Frankfurter Rundschau* (»daß es Rassen gibt, ist doch evident«) unter Beweis zu stellen, und auch in der Dresdener Sempeloper gab er in freier Rede Kostproben davon, als er »das Bild vom gefräßigen Westen, der den Osten schluckte« wiederkäute (*FAZ* vom 31.1.95). Leichte Beute also für Broder und Strobl, die in ihm einen »linken Nazi« bzw. einen linken Antisemiten entdeckt haben.

Hrdlicka behauptet, er wäre Kommunist. Das ist eine glatte Lüge, für die die Kommunisten, sollte es noch welche geben, nichts können, aber es ist gerade diese Sippenhaftung, weshalb Broder das von »Kommunisten« wie Hrdlicka bedrohte Vaterland verteidigt: »Die Frage wäre müßig und keiner Erörterung wert, stünde Hrdlicka nur für Hrdlicka und nicht für ein ganzes Milieu, das mit seiner eigenen Lebenslüge konfrontiert wird und damit nicht fertig wird.«

Weil Broder sich aber mit einem harmlosen Trottel angelegt hat, blieb die Debatte letztlich eine Feuilletondebatte, und wichtig an ihr war nicht der hirnlöse Quatsch, den

Hrdlicka daherredete, sondern das Anschleimen ans schöne neue Deutschland von Broder, der es einmal besser wußte. Beispielsweise in *Der ewige Antisemit*, und aus diesem Buch hätte Strobl lernen können, was es mit dem Antisemitismus der Linken wirklich auf sich hat. Aber das kommt eben raus, wenn man Selbstbewältigungsprosa schreibt und Strobl sich auf die »Suche nach den Ursprüngen ihrer politischen Identität« begibt (Verlagsankündigung zu Strobls neuem Buch).

Rudolf Burger hat darauf aufmerksam gemacht, wie nahe sich eigentlich Broder, Biermann und Hrdlicka stehen. Zu diesem Freundeskreis gesellt sich nun auch Strobl mit ihrem garantiert argumentfreien Text, in dem sie darüber entsetzt ist, daß ein »prominenter Linker sich antisemitisch äußert«. Vermutlich, weil sie früher selber einmal dieses antisemitische Geblöke mitgemacht hat, ist sie auf Hrdlicka besonders schlecht zu sprechen, denn in seinen Äußerungen guckt sie ihre eigene Vergangenheit an. Inzwischen ist sie unheilbar gesund, und deshalb ruft Hrdlicka bei ihr keinen Gedanken, sondern nur einen Reflex hervor. Sie vergißt, daß im Unterschied zu ihrer aktiven Zeit bei *Emma*, als sie zusammen mit Alice Schwarzer im Geiste der Nürnberger Gesetze einer Kollegin Kontaktsperre mit dem »militanten Juden« H.M. Broder erteilte, Hrdlicka nur für sich selbst spricht.

Im *Profil* vom 20.2.95 wurden einige Intellektuelle zur Diskussion über die Morde an den Roma in Oberwart geladen. Unter anderem auch Ingrid Strobl und Rudolf Burger, dem sie in ihrer Erwiderung in *Konkret* vorwirft, Hrdlicka in Schutz genommen zu haben. In einigen knappen Sätzen erläutert Burger, was das Problem bei Strobl ist: »Sie haben Gesten der Betroffenheit gefordert. Dazu möchte ich folgendes sagen: Ich bin nicht betroffen, das ist eine Heuchelei. Betroffen sind jetzt Roma. Betroffen sind, fürchte ich, immer wieder Juden. In diesem Sinne bin ich nicht betroffen. Ich bin beunruhigt, und mir ekelt vor solchen Dingen. Aber wir sind hier, um über Mechanismen zu reden, nicht, um uns

gegenseitig zu versichern, daß uns das, was passiert ist, schmerzt.« Daraufhin Strobl: »Das ist eine unfaire Polemik.« Wird wohl so sein.

Wie die Identität unter die Deutschen kam

Die Linke als Geburtshelfer nationaler Gefühle



»Das ist ein sehr interessantes Foto: der falsche Hitler vor der Reichskanzlei. Viele Deutsche waren einfach dumm, anders kann man das nicht nennen. Der Krieg war zu Ende, Hitler war »kaputt«, und dennoch trugen einige noch diesen Schnauzbart und den Scheitel wie Hitler. Unsere Soldaten, die solch einem Menschen begegneten, sagten: »Oh, seht mal, das ist Hitler.« Der falsche Hitler flüchtete, und die Soldaten schossen auf ihn. In die Kommandatur wurden täglich zwölf bis fünfzehn »Hitler« gebracht, alle mit Schnauzbart und dem schrägen Scheitel. Dummköpfe, was soll man sonst dazu sagen.«

Jewgenij Chaldej

»Die Trostlosigkeit der Quellen gerade, aus denen sich die nationale Identität oder das Nationalgefühl der Deutschen speist, gewährleistet dessen Dauerhaftigkeit, dessen Stehvermögen. Es kann weder altern noch in Vergessenheit geraten oder verderben, denn jeder Tag, den Gott werden läßt, ist wie ein Jungbrunnen, fast wie ein Geburtstag für dasselbe. Die großen Augenblicke der Menschheitsgeschichte – der Sturm auf die Bastille, die Magna Carta, die Erklärung der Menschenrechte, der 8. Mai 1945 – sind demgegenüber bloß ephemere, Zeiterscheinungen, Eintagsfliegen, einmalig, flüchtig und vergänglich, Dinge also, die nicht dauern, und von denen am Ende nur die Erinnerung übrigbleibt. Sie und ihr Ruhm können mit der Zeit verblassen und mit ihnen die nationale Begeisterung, die sie zu wecken verstanden. Der deutsche Nationalismus hingegen zehrt nicht von der Erinnerung ans herauspringende historische Datum, sondern er nährt sich, er ist gesättigt vom Alltagserlebnis, von der Lebenserfahrung, er regeneriert sich in jedem Familienkrach, in jedem Zank zwischen Nachbarn, er profitiert von zahllosen kleinen Bürointrigen wie von der einen großen Arbeitslosigkeit. Weil sich der Bürger ums Eigentliche, Wesentliche im Leben letzten Endes doch stets betrogen fühlt, denn entweder war man glücklich oder erfolgreich, nie beides und meist weder noch; weil es zum Schicksal des Bürgers gehört, nicht von den großen, sondern von den unzähligen kleinen Niederlagen zur Strecke gebracht zu werden; und weil sich schließlich in dies trübe Lebensgefühl hier keine störende Erinnerung an heroische Augenblicke, Bruchstellen in der Geschichte und im Alltag gewissermaßen mischt, deshalb wird es eine nationale Identität oder ein Nationalgefühl der Deutschen geben, solange die bürgerliche Gesellschaft dauert. Basierend auf ihren Mißhelligkeiten, dem Einzigen, worauf im Leben wirklich Verlaß ist, was täglich wiederkehrt und ewig dauert, ist dieser Nationalismus gleichsam auf Granit gebaut. Das Unspezifische, Ahistorische ist gerade

seine Besonderheit, seine Eigenart, und sie erklärt, wieso er unter wechselnden Bedingungen immer derselbe bleiben konnte und dabei so zeitlos wie modern, von gleichbleibender Antiquiertheit und Aktualität in einem.«

Wolfgang Pobr, 1984

Die Robert-Lembke-Sparschweinfrage

Wer weiß, vielleicht fing ja alles schon 1971 an, als Ulrike Meinhof als Voraussetzung revolutionärer Praxis »politische Identität« einklagte, und zwar als »permanente Integration von individuellem Charakter und politischer Motivation«. Bekanntlich wollte man damals das »Konzept Stadtguerilla« in der Praxis auf seine Tauglichkeit hin überprüfen. Nachdem alle RAF-Mitglieder der ersten Stunde hinter Gittern saßen, hätte die Einsicht nahegelegen, daß die »permanente Integration von individuellem Charakter und politischer Motivation« nicht ausreicht, um den Sturz der Verhältnisse zu bewerkstelligen. Aber wie es eben mit der Identität so ist, man mochte nicht von ihr lassen, weswegen der bewaffnete Kampf weitergeführt wurde.

Immer häufiger geisterte im Jargon der RAF die »politische Identität« herum, und in den Kampagnen zu den Haftbedingungen der Gefangenen wurde sie zum tragenden Leitmotiv. In diesen Kampagnen wurde die »Zerstörung der politischen Identität« der Gefangenen angeprangert und daraus ein Argument für ihren Sonderstatus als »Kombattanten« gemäß der Genfer Kriegskonvention gebastelt. Weil aber niemand im Ernst davon ausgehen konnte, daß die BRD freiwillig eingestehen würde, der Unrechtsstaat zu sein, für den die RAF ihn hielt, kam hinter der Anklage etwas ganz anderes zum Vorschein: die Forderung nach Erhalt der »politischen Identität«. Man verlangte also vom Staat, daß er sich zum Sozialarbeiter wandle und die Bemühungen der RAF, ihn abzuschaffen, honoriere, d.h. man trat an die

Gefängnisverwaltung mit dem Ansinnen heran, im Anstaltsvollzug doch bitte die Voraussetzungen revolutionärer Praxis zu erfüllen und den Gefangenen freie Persönlichkeitsentfaltung zuzugestehen. Dieses Mißverständnis führte schließlich dazu, daß aus dem beabsichtigten Umsturz der Verhältnisse ein Kampf um politische Identität wurde, der so erbittert geführt wurde, weil Identität als Selbstverwirklichung bekanntlich keine Konzessionen zuläßt und jedes Zugeständnis bereits als Verrat an der Sache gedeutet wurde. Kein Wunder also, daß der bewaffnete Kampf länger dauerte als etwa das Dritte Reich.

Aber auch die sich undogmatisch nennende Linke in Frankfurt sorgte sich um ihre einzige und unverwechselbare Identität. Damals gab es noch die normale, d.h. die deformierte und fremdbestimmte Identität, weshalb es die eigene erst noch zu finden oder, wie man damals auch gerne sagte, zu erfinden galt. Mitte der siebziger Jahre grübelte der damalige Spontichef Cohn-Bendit ausführlich darüber nach, wer oder was er eigentlich sei: »Unsere Identität ist das Ergebnis vielfältiger Erfahrungen, ganz besonders aber der Lebensumstände unserer Kindheit. In der Zelle der Familie sind keimhaft alle sozialen Ungerechtigkeiten bereits vorhanden, außerdem wird die Bildung unserer Identität durch viele äußere Einflüsse mitbestimmt: die Gesellschaft zwingt mir eine männliche Rolle auf – ich bin ein Junge, später ein Mann [da hilft nur Geschlechtsumwandlung, A.d.V.] –, die Rolle des deutschen Juden, die eines mehr oder weniger hübschen Rotschopfes. Solchen Bedingungen kann ich mich nicht entziehen, sie beeinflussen ständig meine Beziehungen zu anderen Menschen. Um meinen Platz im gesellschaftlichen Leben zu bestimmen, muß ich lernen, meine Identität zu entziffern, denn die widersprüchlichen Erscheinungen der modernen Gesellschaft haben sich in der Widersprüchlichkeit vieler Züge meiner Persönlichkeitsstruktur niederschlagen« (*Der große Basar*).

Die Identität war also vom Kapitalismus ganz schön bedroht und wurde auch noch verfälscht, weshalb es die Pflicht des Revolutionärs war, seine »Wer bin ich«-Probleme auf den Wohngemeinschaftstisch zu legen und um die Authentizität seiner Identität zu ringen, aber niemand fand das damals komisch.

Hingegen schien es jeder normal zu finden, daß man sich das Ding aus dem »großen Bazar«, also aus einem Selbstbedienungsladen im Baukastenset, holen wollte. Heute, wo man weiß, was aus der linksradikalen Geschichte geworden ist, liest sich das autobiographische Brüten Cohn-Bendits wie ein zwar verquastetes aber freimütiges Bekenntnis, wie eine Bestätigung dessen, was die Linke schon immer wollte, einen »Platz im gesellschaftlichen Leben«, auch bekannt unter dem späteren Motto »Wie schaffe ich mir meinen eigenen Arbeitsplatz«.

Wie jede Therapie, die zum Ziel hat, dem Patienten bestimmte unerwünschte Verhaltensweisen und Vorstellungen abzugewöhnen, lassen sich auch die oppositionellen Bestrebungen der Linken als großangelegte selbsttherapeutische Maßnahmen begreifen.

Während aber in der Inkubationszeit unter Identität Charakter, mitunter auch Charakterlosigkeit, oder selbstquälerische Ungewißheit verstanden werden konnte, diente Identität in der Folgezeit zur Therapierung der Sinnkrise des linksliberalen Mittelstandes. Anfang der achtziger Jahre machte die Friedensbewegung aus der Identität als individuelles Problem eine Angelegenheit von nationaler Bedeutung und übersetzte Robert Lembkes Sparschweinfrage in die Bedrohung des deutschen Kollektivs. Die von den atomaren Supermächten ausgehende fiktive Gefahr reichte aus, um aus ratlosen Individuen einen neuen Volksgemeinschaftsverband zusammenzuschweißen.

Wahn und patriotische Gesinnung

Die Medien waren begeistert und die Öffentlichkeit schwer beeindruckt. In der Ornamentalisierung der Massen, wie sie die Friedensbewegung zustande gebracht hatte, kam ein neues patriotisches Wir-Gefühl zum Ausdruck, an das sich anknüpfen ließ, wenn später auch die Regierung mal der Ansicht sein würde, Nation und Vaterland wären bedroht und müßten verteidigt werden. Damals aber stand die Regierung unter schwerem Beschuß. Theologieprofessor Gollwitzer warf ihr vor, »die Interessen unseres Volkes« verraten zu haben, weil sie den Nachrüstungsbeschluß gebilligt hatte. »Kein Deutscher«, schrieb Gollwitzer im Sommer 1981 dem *Spiegel*, »kann diese bedingungslose Unterwerfung der Interessen unseres Volkes unter fremde Interessen, diese Auslieferung der Verfügung über die Existenz unseres Volkes an eine fremde Regierung hinnehmen.« Die Deutschen, unser Volk, Spielball fremder Mächte, der Ausverkauf staatlicher Souveränität, die Selbstkolonialisierung unseres Staates, das waren die Stichworte, die nationalistische Rhetorik, mit der die Führer der Friedensbewegung die Vernichtungsängste ihrer Anhänger befeuerten und die daran erinnerte, daß die Friedensbewegung in der Tradition patriotischer Bewegungen steht und daß sie sich auch für einen Krieg begeistern kann, wenn das nationale Interesse es verlangt.

Ein guter Freund von Gollwitzer, Rudi Dutschke, hatte sich schon 1977/78 überlegt, wie »Die Deutschen und der Sozialismus« zusammenpassen könnten, und konstatierte in der »nationalen« bzw. der »deutschen Frage« eine allseitige »Vernebelung«. »Ohne Annäherung der beiden deutschen Staaten«, so schrieb der frühe Wiedervereinigungstheoretiker, »wird die Zurückgewinnung der Identität und Geschichte schier unmöglich werden«. Die »kapitalistische Amerikanisierung« hatte schon vorher dafür gesorgt, daß der »Auflösungsprozeß der geschichtlichen und nationalen

Identität bruchlos vor sich« gegangen war. Diese in der linken Debatte virulent gewordene nationale Identität als Frage der Souveränität des deutschen Staates stieß auf heftiges Liebeswerben bei den Rechten, wie z.B. bei Henning Eichberg, dem besonders der Antiamerikanismus und die Souveränitätsforderung Dutschkes gefiel, weshalb er mit ihm diese Probleme gemeinsam erforschte.

Zum gern gesehenen Gastautor bei linken Zeitschriften wurde Eichberg mit Erkenntnissen wie der, daß das Jahr 1945 nichts anderes als »die Fremdherrschaft gebracht« habe. »Nationale Identität gegen Entfremdung« hieß der neue Konsens, auf dem Linke und Rechte zusammenfanden. »Die Linke und die nationale Frage« lautete 1981 der Titel einer Publikation von Peter Brandt und Herbert Ammon, die sich um »die Bewahrung der kulturellen Einheit der Nation« bemühten und bei der »kulturellen Identität der Deutschen« glänzende Augen bekamen. Mit der Wiedervereinigung und der wiedererlangten Souveränität, so spekulierten die Autoren im Gleichklang mit einer Grünen-Initiative »Linke Deutschlanddiskussion«, würde schließlich auch die Ausländerfeindlichkeit gebannt. Dummerweise kriegte von diesem Argument niemand was mit, denn als es soweit war, scherte sich keiner um den frommen Wunsch, der sowieso nur dazu da war, um den Wiedervereinigungsgedanken schmackhaft zu machen. Aber schon damals und ohne die neun Jahre später erfolgte geschichtliche Widerlegung bemühen zu müssen, war das Argument ausgesprochen blödsinnig, aber nicht blödsinnig genug, um nicht bis in die Gegenwart Nachahmer zu finden, die wie Alfred Mechttersheimer wahrscheinlich noch im Rentenalter verbissen nach den Identitäten in der »Friedensmacht Deutschland« fahnden und die Nation für ein »Grundbedürfnis« halten, so wie Wasser und Brot, was nicht umsonst darauf hindeutet, daß sich Nation nur unter Androhung von Strafe genießen läßt und daß es sich bei ihr um sowas ähnliches wie Knast oder

Gefangenenlager handeln muß, womit Mechttersheimer wiederum gar nicht so unrecht hätte.

In dieser Schar nationaler Denker und Grübler fehlte 1981 natürlich einer mit Sicherheit nicht: Martin Walser. Mit obsessiver Zermürbungstaktik quälte er seine Leser mit seinem gescheiterten »Identifikationsprozeß« und seinen »Zugehörigkeitsempfindungen« gegenüber dem geteilten Deutschland. Walser konnte sich zwischen DDR und BRD nicht so recht entscheiden, dabei wollte er doch nur »mein Deutschein auch ein bißchen positiv werden lassen«. Bitte schön, könnte man sagen, und seine national angehauchten Tagträumereien als individuelle Marotte abtun. Diese individuelle Marotte hatte jedoch Methode. Der ehemalige Frankfurter Sponti und Theoretiker der Zeitschrift *Autonomie* Thomas Schmid tat zur gleichen Zeit trotzig kund: »aber ich will auch mein Deutschein nicht länger vergessen, überspielen ... Ich bin diesem Deutschland nicht nur verhaftet, ich liebe es auch. Und ich will hier eine Linke, die ... deutsch ist.« Bundespräsident Heinemann erwiderte noch auf die Frage »Lieben Sie Deutschland?«: »Ich liebe meine Frau« und bewies damit, daß Common sense als schlichte Vernunft und politische Zurechnungsfähigkeit kein Privileg der Linken mehr ist. Denn auch Iring Fetscher kommentiert Schmid's Liebeserklärung an das Vaterland als »ein legitimes Bedürfnis nach »nationaler Identität«. Wenn dieses Bedürfnis nicht befriedigt wird, kann es, wie jeder verdrängte Wunsch, zu irrationaler Gewalt anwachsen und Schaden stiften ... Vor allem darf die Suche nach der nationalen Identität nicht den Nationalisten der äußersten Rechten überlassen bleiben.« Diese nationalen Sirenenklänge ertönten in dem von Habermas herausgegebenen *Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«*, aus dem sich über alle politischen Fraktionen hinweg ganze Generationen von Schriftstellern und Intellektuellen bedienen konnten, wenn ihnen vaterländisch zumute wurde.

Kultur und Beschwörung

Lange hatte man also im linksalternativen Spektrum die Identität begutachtet, zergliedert, erforscht und untersucht. Herausgekommen war eine patriotische Wiedererweckungsbewegung, die nur noch Deutsche kannte und das arme bedrohte Deutschland vor der Vernichtung durch die Supermächte retten wollte. Die von den Großveranstaltungen der Friedensbewegung ausstrahlende vaterländische Gesinnung breitete sich unter dem Namen »Mutter Erde« gleichzeitig im alternativen Milieu der Grünen und der Ökologiebewegung aus.

Nicht nur, weil seit Gründung der Grünen alles nur eine Frage der richtigen Identität war und viele Linke damit große Fortschritte und gute Ergebnisse erzielt hatten, sondern auch, weil sich mit dem Gerede von der Identität Nationalbewußtsein herauskitzeln ließ, gelangte sie als erfolgsverheißendes Konzept schließlich auch in den Verlautbarungswortschatz der Politiker und in die Spalten des Feuilletons. Die Protagonisten der inzwischen zerfallenen ML-Linken profitierten von dieser Entwicklung, mit nationaler Identität Karriere zu machen, sie mußten sich nicht einmal neu orientieren, denn Volk, Vaterland und Patriotismus waren ihnen seit jeher geläufige Begriffe aus den Traditionsbeständen der kommunistischen Partei.

Als Beschwörungsformel erhielt die nationale und deutsche Identität, die in keiner Sonntagsrede Weizsäckers fehlte, nun Schützenhilfe von links und war deshalb ein idealer Ersatz für den anrühigen Begriff Nationalismus, der seine zweifelhafte Herkunft nicht leugnen konnte. Ein Terminus, der harmlos und dennoch bedeutend klingt, vor allem wenn er mit Kultur verrührt wird, und der es – ohne unangenehme Assoziationen zu wecken – Weizsäcker ermöglichte, von Kultur als »prägende Rolle für Selbstbewußtsein und Identität der Deutschen« zu schwafeln, von der »geachteten Kulturnation« Deutschland, »die unsere Identität stärkt«.

Seitdem vergeht kein feierlicher Anlaß, auf dem es nicht mindestens einen Beitrag gibt, der »Kultur stiftet Identität über Grenzen hinweg« heißt.

Weil jenseits der schwammigen und schwabbelnden Rede Identität nur negativ einen Sinn ergibt und deshalb alles beinhaltet, was sich als das Fremde oder das Andere ausschließen läßt, Abgrenzung also die einzige konkrete begriffliche Bestimmung von Identität ist, wurde Weizsäckers Bildungsbürgerprosa keinesfalls etwa mißverstanden, als Bernd Gockel von *Musikexpress*, der seinem Namen alle Ehre machte, in der *taz* (vom 27.10.94) über das US-Musikmagazin *Rolling Stone* seinen antiamerikanischen Ressentiments freien Auslauf gab: »Wir haben uns vorgenommen, eine deutsche Identität zu bekommen, denn wir wollten nicht wie der verlängerte kulturimperialistische Arm der Amerikaner wirken.« Gockel sagte dies nicht etwa als neidischer Konkurrent, sondern als Lizenznehmer von *Rolling Stone*, an dem niemand in der Branche vorbeikommt und der deshalb nun auch auf deutsch erscheint. Was aber könnte gockelhafter sein, als ein US-Produkt zu imitieren und es gleichzeitig als »kulturimperialistischen Arm der Amerikaner« zu ver-teufeln?

Auch der Deutsche Musikverlegerverband (DMV) sah »die kulturelle Identität der Europäer gefährdet. Der DMV wirbt mit einem Deutschen Tag in Cannes um Unterstützung im Kampf gegen die US-Dominanz«, berichtete das Berliner *Volksblatt* im Januar 1988. Als »Geheimwaffen gegen den US-Rock« wurden Grönemeyer, Falko und Nena gehandelt, und an diesen ebenso rührenden wie vergeblichen Bestrebungen kann man ablesen, daß die nun auch in der Kultur entdeckte Identität manchmal zur eigenen Karikatur wird. Als Erretter der »kulturellen Identität« auf dem »Deutschen Tag« in Cannes oder anderswo nämlich sind die Aushängeschilder deutschen Kulturguts hervorragend geeignet, die Befürchtung, daß aus Deutschland noch was wer-

den könnte, aus dem Weg zu räumen, und dafür muß man den zwar nervtötenden, aber höchstens für sensible Nervenkostüme gefährlichen »Geheimwaffen« dankbar sein, denn solange sie singen und tanzen, wird die »geachtete Kultur-nation« immer eine Lachnummer sein.

Geständnisdrang und Bekenntniszwang

Ungeachtet dieses Problems, daß sich die von Weizsäcker mit Weihrauch eingenebelte Identität als Treppenwitz herausstellen könnte, wurde in allen gesellschaftlichen Kreisen, die Bedeutung und Tiefe ausschwitzten, unverdrossen nachgeplappert, was bei der RAF zum ABC ihres Identitätskatechismus gehörte, die Frankfurter Spontis an sich selbst mißtrauisch beäugten und worauf die Volksgemeinschaftsbewegung für Frieden und Abrüstung ihren Erfolg gründete. Wenn also der Begriff zum Sahnehäubchen der Feiertagsrhetorik auf Staatsbanketten, Geflügelzüchterversammlungen oder Kassenärztekongressen werden konnte, so kommt dieses Verdienst einer Linken zu, die die Identität erst gesellschaftsfähig gemacht hat. Es war ein langer und beschwerlicher Weg, aber schließlich konnten die unermüden Identitätsforscher von links wie rechts, die die »Zerstörung der politischen Identität« bejammerten oder sich den Kopf über die »deutsche Identitätsfrage« zerbrachen, doch noch einen breitenwirksamen und konsensstiftenden Achtungserfolg verbuchen und die Identität zu der Beliebtheit verhelfen, die sie heute in der Medienwelt genießt.

Seither hat das neue Selbstbewußtsein der Deutschen mit Bildung und Abitur, also der ideelle Gesamt-*Spiegel*-Leser, und die Besinnung darauf, daß er deutscher Nationalität ist und deshalb auch unbedingt eine nationale Identität bräuchte, zu einer gründlichen Aufarbeitung der Geschichte geführt. Lehrer, Journalisten, Architekten, Richter und Staatsanwälte, keine etablierte und keine noch so abseitige

Berufsgruppe, die nicht auf ihre Verstrickung mit der nationalsozialistischen Ideologie hin untersucht worden wäre. Das mit der Frage der Identität auftauchende Interesse an historischer Ursachenforschung, die »lokale Renitenzforschung« (Michael Brumlik) nicht ausgeschlossen, ebenso wie die Wühlarbeit in der Geschichte deutscher Ständeorganisationen und des Beamtentums, läßt jedoch auf mehr schließen als auf ein berechtigtes Interesse an der deutschen Geschichte in den Jahren 1933 bis 1945. Daß man es auf einmal ganz genau wissen wollte, lag nicht nur in der Distanz zum Geschehenen und in der biologischen Lösung des Täterproblems, sondern hatte mit der Suche nach Identität zu tun, also mit der Frage, ob man außer Täter nicht vielleicht auch Opfer gewesen ist bzw. Nachkomme dieses merkwürdigen Zwitter. Hinter den umfangreichen und detaillierten Wälzern, die popularisierte Versionen im Geständnisdrang und Bekenntniszwang ehemaliger Opfer und Täter und ihrer Kinder, die sich wieder gerne an *Vati* (Peter Schneider) erinnerten, zur Folge hatten, verbarg sich ein heimlicher Stolz auf die zu Tage geförderten ungeheuren Verbrechen, ein Stolz, der noch hinter der maßlosesten Betroffenheit zum Vorschein kam. Dieses Interesse steht übrigens nicht im Widerspruch zu der Tatsache, daß die Deutschen nie gewußt haben wollen, was in Auschwitz geschehen ist. Gerade weil sie es nicht gewußt haben wollen, wurden genaue Untersuchungen geführt, die der Frage nachgingen, inwieweit die Deutschen in den Ablauf des Vernichtungsprozesses verwickelt waren. Die Auschwitz-Lüge ist nur die andere Seite, die negative Konsequenz der Leugnung. Die Frage nach dem Wissen darum ist aufgehoben in dem wissenschaftlich geführten Nachweis, daß es gar keine Gaskammern gab, und wenn, daß sie nicht funktionieren konnten. Die Juden sind in Wirklichkeit also lebendig.

»Die Künder dieser Wissenschaft [Auschwitz-Lüge] benötigen keine Diskussion, auch keinen Strafrichter, son-

dern einen Arzt. Anderenfalls entstehen Bücher wie das von Pressac [›Die Krematorien von Auschwitz‹], die sich zu dem Blödsinn seltsam spiegelbildlich verhalten. Pressac liefert zum Beweis den Gegenbeweis. Die Öfen haben funktioniert, infolgedessen sind die Juden zweifelsfrei tot« (Jörg Friedrich). Daß das Buch von Pressac nicht als der gleiche Humbug abgetan wurde wie die Auschwitz-Lüge, sondern in den Medien (wie dem *Spiegel*) als letztgültiger Nachweis für die Existenz der Gaskammern ernstgenommen wurde, zeigt nicht nur, daß einige offensichtlich doch so ihre heimlichen Zweifel an der Judenvernichtung hatten, sondern auch, daß die industrielle Leistung nicht länger im Halbschatten vor sich hindämmern mußte, daß ein freimütiges Bekenntnis und Selbstbewußtsein nicht länger der Tat im Wege stand, sondern sich mit ihr problemlos in Übereinstimmung bringen ließen.

Darum ging es letztlich auch im Historikerstreit, als »die Identität der westdeutschen Gesellschaft an ihrem neuralgischsten Punkt berührt [wurde]. War Auschwitz einzigartig? Standen die Deutschen, indem sie es verursacht hatten, ohne Parallele da?« lauteten die Fragen, und weil diese Fragen gestellt wurden, sind weniger die offensichtlich entlastenden Antworten und deshalb schon fast rührend durchschaubaren Absichten von Nolte und Co. aufschlußreich als vielmehr die von Habermas. Als Habermas nämlich empfahl, »nationales Selbstbewußtsein« aus der »kritisch geeigneten Geschichte [zu] schöpfen«, gab er seinen rechten Gegenspielern zu verstehen, daß nur die Linken wirkliche Patrioten sein können.

Patriotismus als Frage der geistigen Hygiene

Weil aber den Linken oder denen, die sich dafür halten, historisch das Stigma des »Vaterlandsverrätters« anhaftet, präzierte Habermas seine Idee vom wahren Patriotismus in der

Zeit (vom 30.3.90) unter der Überschrift: »Was wird aus der Identität der Deutschen?« Ja, was wird daraus? fragt er forschend im Fortbildungsseminar für Oberstudienräte und hat auch gleich eine Antwort zur Hand: »Die Frage ist offen.« Dann untersucht Habermas die Bundesbürger auf ihre politischen Systemmerkmale. »Fehlender Nationalstolz« wird ihnen attestiert, helfen würde vielleicht ein bißchen mehr »Verfassungspatriotismus«, aber alles in allem ist Habermas mit dem Gesundheitszustand des Patienten zufrieden: »Inzwischen haben sich auch Bundesbürger dem westlichen Normaltypus nationaler Identität angenähert.« Alles eben nur »eine Frage der geistigen Hygiene«, meint Habermas.

Daß Habermas nationale Identität als Surrogat für die von der Massengesellschaft nivellierten individuellen Eigenschaften zu Winterschlußpreisen verhökert, weil die Leute, wenn sie schon keinen Charakter besitzen und weder mit sich noch mit ihren »Mitbürgern« viel anzufangen wissen, sich dann wenigstens als Deutsche verstehen sollen, läßt die Bedeutung von Habermas' Verfassungspatriotismus in einem etwas anderen Licht erscheinen. Beginnen die Deutschen mit nationaler Identität aufzurüsten, d.h. nicht nur qua Geburt Deutsche zu sein, sondern sich auch als Deutsche zu fühlen, weil sie sonst den Unterschied zum Ausländer nicht mehr erkennen können, dann verlagert sich die Bedeutung des Habermaskonstrukts auf den Patriotismus. Der Wahn, unbedingt eine nationale Identität haben zu wollen, paart sich mit der fixen Idee, sich zusammenrotten zu müssen, um sich gegen die Unzahl von Feinden zu wehren, die Augstein während der Wiedervereinigung in seinen Kommentaren erfand.

Ins Günter-Grass-Deutsch übersetzt lautete der »nationales Selbstbewußtsein« einklagende Habermas folgendermaßen: »Wir kommen an Auschwitz nicht vorbei. Wir sollten, so sehr es uns drängt, einen solchen Gewaltakt auch nicht versuchen, weil Auschwitz zu uns gehört, bleibendes

Brandmal unserer Geschichte ist und – als Gewinn! – eine Einsicht möglich gemacht hat, die heißen könnte: Jetzt endlich kennen wir uns.« Daß die Deutschen Auschwitz zur eigenen Seelenerforschung nötig haben und heute als Gewinn verbuchen können, ist die Botschaft, die Grass seinen geduligen Lesern vermittelt. In der Pose des Verkünders von ewigen Wahrheiten und Glaubenssätzen hat ihn sein heroisches Engagement überlistet, und vielleicht aus diesem Grund läßt es ihm keine Ruhe: Noch sei kein Ende mit dem Schreiben nach Auschwitz abzusehen, droht er niemand geringerer als dem »Menschengeschlecht«. Die Menschheit ist gewarnt, Grass hat es ihr ins Poesiealbum der Deutschen, der *Zeit*, geschrieben, weshalb sich niemand beschweren könnte, wenn Jugendliche, würden sie Grass lesen, wegen seiner dröhnende Leere und hohle Moral ausstrahlenden Rhetorik nichts mehr von Auschwitz wissen wollen.

Vor dem Massiv dieser ebenso gewichtigen Argumente wie Personen entschied sich der Hobbyhistoriker Kohl für die von Grass gesponserte Habermassche Version, weil er begriffen hatte, daß sich die von Habermas verteidigte »Einzigartigkeit von Auschwitz« und das von Grass behauptete »Auschwitz als Gewinn« besser zur unverwechselbaren Identitätsausstattung der Deutschen eignet als ein bloß vergleichbares und damit austauschbares Ereignis, das keinen Anspruch auf Originalität erheben kann und die Deutschen zu bloßen Nachahmungstätern der laut Nolte von den »Asiaten« erfundenen Massenvernichtung stempeln würde. Damit wäre Auschwitz bewältigt und man könnte sich wieder nationalen Aufgaben zuwenden, dürfte sich Kohl gedacht haben. Und hatte das nicht schon lange vorher auch der Nationaldichter Martin Walser in Worte gefaßt? Er hatte: »Wenn wir Auschwitz bewältigen könnten, könnten wir uns wieder nationalen Aufgaben zuwenden.«

Hinter der Betonung der Einzigartigkeit von Auschwitz verbirgt sich aber gerade bei jenen, die bei jeder Gelegenheit

darauf herumreiten, weniger die Tatsache, daß Auschwitz ein System zur Vernichtung von Menschen war, die weder mit dem Krieg noch mit den Tätern irgendetwas zu tun hatten, als vielmehr eine Aura des Schreckens, eine Sakralisierung des Unbegreiflichen. Diese Aura schließt jedes Verstehen aus, sie macht aus dem Unbegreiflichen ein Prinzip und reduziert jede Reaktion auf Betroffenheit, darauf, daß Auschwitz ganz schrecklich gewesen wäre, so wie eben die Nahkampfbedingungen im Sommerschlußverkauf auch ganz schrecklich sind.

Die Folge davon ist, daß man hinter allen möglichen Bürgerkriegen und Massakern ein neues Auschwitz heraufziehen sieht wie im jugoslawischen Bürgerkrieg, oder wie seit 1989 auch wieder in Deutschland, als Jürgen Fuchs in den Stasi-Akten ein »Auschwitz in den Seelen« entdeckte, und Konrad Weiß in Dresden »Über ein Land auf dem Weg zu einer neuen Identität« zu Protokoll gab: »Auch die SED war eine Partei des menschenverachtenden Terrors. Der weiße Strich auf dem Bahnsteig war nicht minder zynisch als der Spruch »Arbeit macht frei« an den Toren der Konzentrationslager.« Hat sich die Transformation der Einzigartigkeit von Auschwitz in »nationales Selbstbewußtsein« erst einmal vollzogen, wird es Habermas möglich, die Vergangenheit mit versöhnlichen Augen zu sehen, wenn er schreibt, daß man sich als »Nachgeborene« »in der moralischen Bewertung von Handlungen und Unterlassungen während der Nazi-Zeit« zurückhalten sollte, ein Argument, dem jeder Nazi, aber auch alle, die niemals welche gewesen sein wollen, nur beipflichten kann.

Und als selbst Manfred Stolpe seiner Freunde vom 20. Juli gedachte, die ähnlich wie er mit dem weißen Strich auf dem Bahnsteig zu kämpfen hatten, und in Potsdam eine Rede mit dem Titel hielt: »Die Bedeutung des antifaschistischen Widerstands für die nationale Identität der Deutschen«, da konnte sich der Verfassungspatriot Habermas

entspannt in seinen Sessel zurücklehnen und zufrieden auf sein Werk blicken.

Die deutsche Identität war also historisch und politisch schon mit einem 1A-Gütesiegel versehen worden, als die Wiedervereinigung mit dem Ruf »Wir sind ein Volk!« die im Westen eher in Intellektuellenblättern und Zeitschriften des gehobenen Mittelstandes geführte Diskussion auf einen simplen Nenner brachte. Als die vergreiste und zahnlose DDR-Nomenklatura, dessen »gutgeölter Apparat« laut *FAZ* übrigens deshalb nutzlos war, weil ihn kein »Identitätsgefühl« durchdrang, in einem Akt falsch verstandener Menschlichkeit gegenüber dem grölenden Mob in Leipzig den Löffel abgab, hielt die *Zeit*, angesteckt vom Überschwang nationaler Größe, eine Ansprache, bei der man das Gefühl bekam, Goebbels sei wieder auferstanden, dabei war es nur Roland Phleps: »Hier und jetzt aber sollten wir, die wir uns Deutsche nennen, darüber nachdenken, was uns berechtigt, uns als Deutsche zu bezeichnen und wozu uns dieses Deutschsein verpflichtet. Wir können und wollen aus der Geschichte nicht aussteigen, die einen Teil auch der individuellen Identität ausmacht ... Wir sollten unserer Zugehörigkeit zu einem Volk dankbar und zugleich hilfsbereit bejahen. Die Deutschen, die jetzt aus dem Osten zu uns kommen, haben die wirklichen Opfer gebracht.«

Identität im Sonderangebot

Erst mit der Wiedervereinigung aber begann der Siegeszug der Identität, erst jetzt nämlich hatte der Letzte begriffen, was es mit dem etwas wolkigen Begriff auf sich hatte. Daß es mit Volk, Vaterland und Nation zu tun hatte, wußte man zwar schon vorher, aber gerade deshalb konnte man im Westen so wenig damit anfangen, weil seit Gorbatschow die Bedrohung aus dem Osten fehlte und nicht einmal die Bundeswehr einen gleichwertigen Gegner ausmachen konnte, der

die Gefahr hätte darstellen können, die notwendig ist, um aus der in Einzelinteressen zerfallenden Bevölkerung eine nach nationaler Identität grabende Volksgemeinschaft zu machen.

Als die Mauer fiel, hatte man sich plötzlich um fast ein Drittel der Fläche und der Einwohner vergrößert, ein Grund für *Bild*, in Schwarz-Rot-Gold zu erscheinen. Über Nacht, so glaubte man, war man reich geworden und durfte den Traum vom neuen und unberührten Land träumen, das einem ohne Zutun in die Hände gefallen war. Aber die patriotischen Gefühle hatten nur kurzfristig Konjunktur, und schon die Feiern zum offiziellen Zusammenschluß der deutschen Staaten zeichneten sich mehr durch Überdruß als durch Überschwang aus. Der Traum von Macht, Reichtum und Einfluß hatte sich als Illusion herausgestellt, und die kurze Euphorie war teuer erkaufte, als, statt Rendite und Profite zu kassieren, Solidarzuschläge und Sanierungsabgaben gezahlt werden mußten, um den »Aufschwung Ost« zu finanzieren.

Mit dem Zugewinn aus dem Osten sind die Deutschen auf Jahre hin unschlagbar, sagte Beckenbauer nach dem Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1990. Aber bereits zwei Jahre später verlor man das Europameisterschaftsendspiel ausgerechnet gegen die Provinzfußballer des kleinen Dänemark, das sich nur durch einen Zufall für die Teilnahme qualifiziert hatte. Wir können uns nur selber schlagen, hieß es dann Böses ahnend bereits vor dem Ausscheiden 1994 (welches umso bitterer war, als man gegen das unterentwickelte Bulgarien verlor und die Vorbereitung der bulgarischen Spieler hauptsächlich im Verspeisen von Pommes Frites bestand, also gleich zwei Gründe für die deutschen Moderatoren, am Star der Bulgaren Stoitschkow kein gutes Haar zu lassen), und das hörte sich nicht nur wie eine präventive Entschuldigung an, sondern entsprach auch in der von Zwangsoptimismus überspielten Depression dem zerrütteten Zustand der Nation, wo ja auch angesichts unübersehbarer

ökologischer Schäden und Kombinarsruinen »blühende Landschaften« beschworen wurden. Eifersucht, Neid und Mißgunst vermieden also schon vorher die Stimmung des »glücklichsten Volks auf Erden«, weshalb von der gemeinschaftsstiftenden Identität nur Bruchstücke übrigblieben, nicht zu verwechseln mit »gebrochener Identität« oder mit »Identitätsbrüchen«.

Die Verarbeitung dieser Enttäuschungen, die viele an der großen und einzigen Identität zweifeln ließ, nahm nun unterschiedliche Formen an. Vor allem im Westen hat man nach dem Wiedervereinigungsflop damit begonnen, sein Heil in der ganz persönlichen Identität zu suchen, d.h. seine Neurosen zu pflegen, weshalb die Identität in allen möglichen Kombiangeboten eine unglaubliche Konjunktur zu verzeichnen hat. Sie wurde zu einem Modeartikel, in den man geradezu vernarrt ist. War man früher bloß schwul, lesbisch oder heterosexuell, so trägt man heute »schwule« oder irgendeine andere »Identität« wie eine Auszeichnung für besondere Verdienste. Wenn es darum geht, »die kommerzielle Vermarktung typischer Oktoberfestsouvenirs in rechtlicher Hinsicht abzusichern«, dann steht gleich die »Identität des Oktoberfestes in allen Kontinenten« auf dem Spiel. Identität ist in die Werbung eingesickert, spuckt als »Identitätskrise der Neutrinos« auch in den »Natur und Wissenschaft«-Spalten der *FAZ* umher, und der *Spiegel* fragt den Trainer von Borussia Dortmund, ob der Klub bei der verfehlten Einkaufspolitik von Stars »nicht seine Identität aufs Spiel« setzt. Das Tempolimit ist nicht bloß ein Streit in der Bundestagsdebatte, sondern ein »wichtiger Identitätspunkt der SPD«, und wenn im *Tagespiegel* irgendein oder Riemen über die Geschichte einer Stadt zu lesen ist, dann kann man sicher sein, daß einer oder etwas »auf der Suche nach der eigenen Identität« ist. Als der Piper-Verlag an den schwedischen Medienkonzern Bonnier verkauft wurde, bestand natürlich die größte Befürchtung in der »Wahrung seiner

Identität«. Der Film »Erdbeer und Schokolade« wurde von der Jury der Evangelischen Filmarbeit zum Film des Monats Oktober '94 ernannt, weil darin die gelungene Verknüpfung der »Suche nach politischer und sexueller Identität« gezeigt worden sei. Und selbst die in der Politik nicht gut angesehenen Nichtwähler werden aus ihrem identitätslosen Dasein errettet und bekommen »eine ernst zu nehmende Identität« verpaßt. Und wem das alles noch nicht reicht, der wird in einer beliebigen Ausgabe der *Zeit* fündig, wo eine »späte Identität« immer noch besser als keine ist und man mit Vorliebe über eine »Identität im Wandel« grübelt.

Als »identitätslos« wird einer bezeichnet, der schüchtern und farblos wirkt. Um eine rein private Identitätsmarotte handelt es sich hier jedoch deshalb nicht, weil jeder damit hausieren geht und auch danach beurteilt wird. Aus der Identität als Begriff einer Bildungselite, die in ihr höhere Werte und erhebende Gefühle ausfindig machen wollte, wurde eine Weltanschauung für viele einzelne, die ihr Selbstwertgefühl aus ihrem Beruf, einem persönlichen Defekt, Wahn oder sonst irgendeiner Eigenschaft, die sie von anderen unterscheidet, ziehen. Als Demokratisierung des Elends läßt sich deshalb bezeichnen, was die Persönlichkeit des einzelnen hervorheben sollte. Kein Wunder also, daß der Begriff »Identität« vor allem auch in Randgruppen Konjunktur hat. Unter dem Titel »Filme gegen Identitätsverweigerung« berichtete die *taz* (vom 21.10.94) über das Berliner Lesben-Filmfestival: »Identität steht neben Sex ganz oben, und unter Identität ist nicht nur Gender und sexuelle Beziehungen zu verstehen, Identität splittet sich in alle möglichen Unds ... Michal Goralski setzt sich mit ihrer jüdischen Identität auseinander ... Anne Pratten zeigt ähnliche Kategorien von erzwungenen Identitätskorsetten ... Katholizismus scheint in der Identitätenreihe zum Thema Nummer eins geworden zu sein.« Wird wohl so sein.

Der Kampf um die Meinungsführerschaft

Unbeirrt von diesem Trend und ungeachtet der Tatsache, daß von nationaler Identität, wenn sie zur Erscheinung kommt, zu allerletzt die Linke profitiert, versuchen die guten und fortschrittlichen Kräfte im Lande, die im Vereinigungsgetümmel verlorene Meinungsführerschaft wieder zurückzugewinnen. Tilman Fichter, der »für die Freiheit der Andersdenkenden« eintritt, wenn sich an Rainer Zitelmann selbst konservative Freunde nicht mehr die Hände schmutzig machen wollen, pocht unverdrossen darauf, die »Frage der nationalen Identität offensiv« anzugehen. Weil das andere schon lange vor ihm gesagt haben und ranziges Gerede nicht dadurch genießbarer wird, indem man es ständig neu aufischt, erinnert sich Fichter wehmütig an die guten alten revanchistischen Zeiten unter Schumacher und Ollenhauer, als deren rüde nationalistische Phrasen Adenauer noch gemäßigt erscheinen ließen.

Die Grübeleien in Form von Colloquien, Symposien, Aufrufen, Mahnungen, Podiumsdiskussionen und Denkschriften nehmen kein Ende, und wenn dies ein Anzeichen dafür wäre, daß von Identität bald niemand mehr hören mag, würde man Tilman Fichter und seinen Freunden das Spielzeug gerne lassen. Klaus Hartung hatte in der *Zeit* eine »Vision«, und die hieß: »Die Nation gehört nicht den Rechten«. Darin nähert er sich der »nationalen Identität« in einer Weise, die man nur als lüstern und zudringlich bezeichnen kann. Noch ist das Objekt seiner Begierde herrenlos und jungfräulich, aber wie lange noch? Die Rechten, denen Hartung die nationale Identität nicht gönnt, stehen bereits Schlange und warten offensichtlich nur darauf, von ihr Besitz zu ergreifen. »Auch die Lichterketten gegen Fremdenfeindlichkeit mit ihrer noch nie dagewesenen Allianz zwischen Daimler-Benz und linkem Protest beweisen die Definitionsmacht der Linken: Warum darf das nicht als Ausdruck einer neuen nationalen Identität verstanden werden?«

fragt Hartung und bringt das Kunststück fertig, die Linke dahin zu drängen, wo sie doch schon längst steht: an die Seite der »nationalen Identität«, gegen die Daimler-Benz noch nie etwas einzuwenden hatte.

Schon 1990 machte Karasek im *Spiegel* der »intellektuellen Linken« den Vorwurf, sie würde die Fragen der »Einheit, der Nation, der Wiedervereinigung« den Rechten und Konservativen überlassen. Anlässlich des 75jährigen Jubiläums des Schauspielhauses in Bochum im April '94 kauften Claus Peymann und seine Mitdiskutanten auf einer Vortragsveranstaltung immer noch auf diesem Vorwurf herum und waren sich mit Hartung schließlich darin einig, »daß die Frage der nationalen Identität nicht verdrängt und nicht den Rechten überlassen werden dürfe« (*taz* vom 20.4.94), und man darf sich schon heute auf den Tag freuen, an dem Peymann, Fichter und Hartung (Leggiewie läßt sich bestimmt auch dazu überreden) bei einem Aufmarsch von Skinheads am Straßenrand stehen mit einem Transparent, auf dem steht: »Hände weg von unserer nationalen Identität«. Das wäre zu schön, um wahr zu sein, aber wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt, müßten sie dazu eigentlich zwangsverpflichtet werden.

In einem »Plädoyer für eine Besinnung auf die Kulturnation« dringt Wolfgang Thierse auf einen »für den Zusammenhalt einer zivilen Gesellschaft notwendigen Raum von Identitätswahrung und Identitätsfindung«, und vorsichtig tastet sich auch Hildegard Hamm-Brücher an das heikle Thema »Neue Identitäten braucht das Land« heran: »Wir müssen unsere Identität schon ernsthaft versuchen neu zu beschreiben« als »ein Gefühl für unsere geistigen und kulturellen Leistungen«. Ohne Gefühl, d.h. unter vorsätzlichem Ausschalten jeglichen Denkens, wäre die »geistige Leistung« beispielsweise eines »der Zukunft zugewandten« Schäubles auch gar nicht zu ertragen, der laut eines mir bekannten Gewährsmannes in seinem 254 Seiten umfassenden

Buch ungefähr hundert Mal »Rückbesinnung auf nationale Identität« fordert, d.h. zweimal alle fünf Seiten. Da hilft es auch nicht, daß sich Schäuble auf S. 189 mit einem Zitat des Autors schmückt, weil der Leser anschließend wieder in Tiefschlaf verfällt und selbst starke GeisterInnen mürbe werden, wie Alice Schwarzer, die immer wieder mal »stolz« darauf ist, »Deutsche zu sein«, was deutlich macht, daß sich selbst in etwas abseitigen gesellschaftlichen Parzellen wie dem »Emma«-Feminismus die politisch korrekte Wortwahl herumgesprochen hat.

Die Gefahr aus dem Osten

Im Osten macht sich indessen jeder seinen eigenen Reim darauf, was es mit der deutschen Identität auf sich hat, nur ein bißchen anders, ein bißchen schnörkelloser und mit Sinn für das Praktische. Für die Rechtsradikalen ergibt Identität nur dann einen Sinn, wenn sie Ausländer jagen und totschiessen, was sie bis auf Ausnahmen auch dürfen, denn in der Regel verhalten sich die Strafverfolgungsbehörden im Osten merkwürdig passiv, wenn sie rechtsradikale Übergriffe aufklären sollen, und oft muß die Polizei erst durch übergeordnete Instanzen dazu gezwungen werden. Nicht unbegründet war schon der Verdacht, daß von staatlicher Seite die Einwände gegen die rechtsradikale Interpretation von Identität gar nicht so groß waren, wurde er später mit der Asylgesetzgebung der Regierung endgültig bestätigt. Mit viel Verständnis können daher die rechtsradikalen Schlägerbanden rechnen, weil ihre Vorstellungen von Identität als Absonderung und Ausrottung des Anderen, für sie Fremden, nach Überzeugung von Politikern und Sozialarbeitern doch nur die Sorgen und Ängste vor Überfremdung und Arbeitslosigkeit zum Ausdruck bringen, tatsächlich aber nur die Konsequenz ihres endlosen Geredes darüber sind.

Die ostdeutsche Identität, die hinter der westlichen Ent-

wicklung weit zurückliegt, hatte ihre Sternstunde in Rostock und Hoyerswerda, als die Osis der rechtsradikalen Avantgarde hilfreich zur Hand ging. Seither haben sie sich jedoch schmolend zurückgezogen. Der ehemalige Bürgerrechtler und spätere Umweltminister von Sachsen Arnold Vaatz vermutet hinter diesem störrischen Verhalten, daß »unsere Identität derzeit nicht geklärt [ist]. Identität eines Volkes umfaßt das Wissen darum, woher man kommt und wohin man geht. Da wir Deutschen unserer Identität nicht mehr sicher sind, sind wir in wichtigen Fragen ohne Orientierung.«

Zuhause strafen die Ostdeutschen die Westparteien mit Verachtung, d.h. sie wählen die PDS, deren Vorläufer immerhin der angebliche Grund war, weshalb sie den Anschluß an die BRD drohend forderten. Die unvorstellbare Summe von 600 Milliarden wurde nach Angaben von Finanzminister Waigel für die deutsche Einheit verpulvert (laut Robert Kurz liegt die Zahl noch weit höher). Das psychologische Befinden hat sich dadurch nicht verbessert. Noch immer gehen die Ostdeutschen davon aus, daß die Lasten der Einheit allein von ihnen getragen werden, und statt dankbar zu sein, fühlen sie sich als Bürger 2. Klasse, die von den Westdeutschen kolonisiert und unterdrückt werden, weshalb – wie das *ZDF-HeuteJournal* am 15.7.94 mitteilte – »die Minderheitsregierung in Sachsen-Anhalt mit SPD und Grünen die Identität der Ostdeutschen besonders berücksichtigen will«. Je mehr sich der Westen jedoch um die Ostdeutschen sorgt, je größer die Zugeständnisse und Streicheleinheiten, desto bockiger werden sie, weshalb ihre Identität der eines Zurückgebliebenen ähnelt, der soziale oder moralische Kategorien nicht kennt oder aus Dummheit (vielleicht auch Kalkül, das läßt sich so einfach nicht sagen) durcheinanderbringt. So gab Elfriede Brüning, Mitglied des proletarischen DDR-Schriftstellerverbandes, in einem Vortrag zu verstehen, daß die Nazis *nur* die Bücher der Juden verbrannt hät-

ten, nach der Wiedervereinigung aber das Kulturgut einer ganzen Schriftstellergeneration vernichtet worden sei. Wenn es denn so gewesen wäre, man hätte dem Lauf der Welt endlich einmal zujubeln können.

Die im Sommer '94 von ostdeutschen Intellektuellen geführte Diskussion in der *Jungen Welt* über ostdeutsche Identität blieb auf merkwürdige Weise blaß und farblos. Man war sich nicht schlüssig, wer man als Ostdeutscher eigentlich sei, in Abgrenzung zu den westdeutschen Unholden hingegen wurden alle Vorurteile, die man sich über die Osis so machen kann, folgsam rapportiert. Die in der sogenannten friedlichen Revolution sehnlichst herbeigewünschte Marktwirtschaft heißt im Ostjargon Kolonialisierung, und die Wünsche und Bedürfnisse der Ostdeutschen werden von den westlichen Kolonialherren mit Füßen getreten. »Dafür, daß unsere besondere Identität aufrechterhalten bleibt, sorgt jetzt die Siegerjustiz, sorgen Alteigentümer mit ihren Ansprüchen, auch Westimport-Nieten, die sich hier gesundstoßen ... War Honeckers Fristenregelung etwa nichts? War es nichts, daß in keinem Familienetat die Miete eine nennenswerte Rolle spielte? Daß es keine Obdachlosen gab, auch keine Zuhälter, keine Rauschgifthändler und dergleichen?« lamentiert Wolfgang Harich, der sich als bevorzugtes Opfer von Rauschgifthändlern und Zuhältern imaginiert. Aber Harich hat ein großes Herz. Nach der »nationalen« Aussöhnung der Ostdeutschen (zwischen den 17 Millionen Spitzeln mit den 17 Millionen Bespitzelten) »verzeihen [wir] den Westdeutschen, was sie uns wieder und wieder angetan haben«. Zu Tränen gerührt, die Westdeutschen, die sich fragen werden, womit sie das verdient haben.

Wie sich die Identität zukünftig entwickeln wird, läßt sich noch nicht bestimmt sagen, weil unklar ist, ob die unterschiedlichen Vorstellungen von Identität wieder zusammenfinden werden oder ob sie sich gegenseitig neutralisieren, ob die »auf Granit gebaute« Identität, die sich aus den

kleinen alltäglichen Niederlagen speist, sich als kollektives Ressentiment aktivieren läßt und welche Faktoren dazu notwendig sind. Fest steht nur, daß bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge nichts Gutes von den Ostdeutschen zu erwarten ist, die die besten Voraussetzungen mitbringen, daß aus ihrer Überzeugung, betrogen worden zu sein, mehr als nur nostalgische Gefühle entstehen. Immer weniger aus dem Osten fühlen sich als Deutsche, sondern besinnen sich wieder auf ihre spezifisch ostdeutsche Identität. 35% fühlten im Januar 1993 ostdeutsch, 60% waren es bereits im Juli 1994. Weil sich die Ressentiments bisher noch gegen die aus dem Westen richten, bleibt die gesamtdeutsche Identität als kollektiver Wahn blockiert, und weil man sich die Hand nicht zu beißen traut, die einen füttert, veranstaltet man Pogrome gegen jene, die man für noch schwächer als sich selbst hält, und testet im kleinen, was im großen noch nicht möglich ist.

Die Frage ist, ob die depressive Stimmung aus dem Osten nicht auch mal auf die Westdeutschen übergreift. Die Asylbewerber, die inzwischen kaum mehr über die deutsche Grenze kommen, reichen als innerer Feind auf die Dauer für eine gemeinsame Identitätsbildung nicht aus, und ein äußerer Feind ist noch nicht in Sicht, der die Deutschen in die Depression stürzen könnte, nicht von allen auf der Welt geliebt zu werden. Der wirtschaftliche Niedergang ist in jedem Fall ein bewährter Vorgang, der die nationale Identität belebt, und auch der Fall der D-Mark ist ein verlässliches Identitätsbarometer. Vielleicht erleidet sie auch, wie nach der Wiedervereinigung, einen erneuten Rückschlag, bevor sie zu sich selbst finden und stabilisieren kann. Eine Konstante, mit der zu rechnen ist, bleibt sie immer, und es ist nur die Frage, wann sie virulent wird. Zur Gefahr für andere wird die deutsche Identität mit Sicherheit dann, wenn alle von der Übellaunigkeit befallen werden, unter der bislang hauptsächlich die Ostdeutschen leiden. Die häufige Hunde-

haltung in Berlin ist ein kleines Indiz für diese chronisch schlechte Laune, denn kaum jemand wird hemmungsloser, lauter und aggressiver angebrüllt, zugerichtet und verdroschen wie der eigene Köter. Wenn dann jemand die Bereitschaft der unzufriedenen Massen auszunutzen versteht, indem er ihnen statt eines Köters, auf dem herumzuhacken auf Dauer keine erhebenden Gefühle verschafft, einen Verantwortlichen präsentiert, auf den sich aller Haß und alle Vorurteile projizieren lassen, dann jedenfalls werden die Folgen der Identität ebenso unberechenbar und unerklärlich sein wie schon einmal, als die Deutschen halb Europa in Schutt und Asche legten.

Begegnungen der vierten Art

oder: Sieger sehen anders aus

»Überall Stimmen der Menschlichkeit«

Über gute Absichten und edle Gesinnung

Jeder Protest gegen Ausländerverfolgung ist richtig, weshalb auch niemand seine Motive rechtfertigen muß. Wenn jemand die Taten der Rechtsextremisten in irgendeiner Weise stört, verurteilt, öffentlich macht, dann spielen die Gründe, warum er das tut, keine Rolle, jedenfalls solange er sie nicht an die große Glocke hängt. Ganz gleich also, ob er Schriftsteller, Arbeitgeberpräsident oder Chefredakteur ist, seine Hintergedanken müssen weder ehrenwert noch lauter sein. Wenn sich der Protest jedoch zur Motivforschung wandelt und Schriftsteller, Arbeitgeberpräsident und Chefredakteur sich unbedingt gegenseitig mitteilen müssen, warum sie gegen Ausländerverfolgung sind, dann wird es meistens peinlich.

Wenn die guten Deutschen empört sind, dann tun sie sich zusammen und machen ein Buch. Aber muß es unbedingt ein Buch sein? Müssen sie sich unbedingt ihre gute Absicht und edle Gesinnung bestätigen? Sie müssen. *Stoppt die Gewalt – Stimmen gegen den Ausländerhaß*, herausgegeben von Michael Jürgs und Freimut Duve im Luchterhandverlag. Die Herausgeber haben unter ihresgleichen »viele

Stimmen der Menschlichkeit« gesammelt, die von »vielen prominenten und nicht so prominenten Zeitgenossen« stammen.

Beschlichen von der heimlichen Ahnung der Vergeblichkeit ihres Tuns, schreiben die Herausgeber: »Natürlich, viel wird auch dieses Buch nicht ändern am alltäglichen Rassismus in Deutschland« und: »Nein, dieses Buch wird nicht viel ändern an der Seelenlage der Nation«. Man könnte sogar noch weiter gehen und fragen: »Wird dieses Buch überhaupt etwas ändern?« Doch, es wird etwas ändern, nicht bei den Neonazis, aber immerhin bei dem einen oder anderen Ausländer, der sich von den in diesem Buch versammelten Prominenten und Weisen in diesem Land was auch immer versprochen hat und nun einsehen muß: Gott beschütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden werde ich selber fertig.

Während nämlich Asylbewerberheime abgefackelt werden und Neonazis auf den Straßen randalieren, fangen besonders sensible Seelen in diesem Sammelbändchen »an zu erzählen, ... um über meine Scham hinwegzukommen«. Bei dieser Gelegenheit erinnern sie sich lieber daran, wie es ihnen selbst einstmal ergangen ist. Wie sie »als Flüchtling in dieses Land gekommen« sind, wie schrecklich es war, als »niemand glaubte«, »daß wir mal was besessen, mal eine Heimat hatten, obwohl wir sogar Deutsche waren«. Man ahnt es bereits, wer sich da durch Nacht und Nebel sülzt. Das kann nur Peter Härtling sein, der egal bei welchem Thema mit der Regelmäßigkeit der Elektrizitätsrechnung sein Vertriebenentrauma ausbreitet, um sich auf Kosten anderer zu therapieren und damit zu beweisen, daß in Wirklichkeit er das arme Würstchen ist. Wer wollte ihm da widersprechen.

Nun könnte man einwenden, daß ein Sülzkopf noch keinen Sommer macht, aber auch die anderen »Stimmen der Menschlichkeit« sprechen am liebsten von *ibrer* Betroffen-

heit, *ibrer* Scham und sie sind geplagt von der Angst, ihre Enkel könnten sie fragen, was sie denn eigentlich damals gegen Ausländerhaß und die »ruchlose Schreckensherrschaft« der Rechtsradikalen getan hätten. Und geplagt sind sie auch von der »Angst, daß die Frage an unsere Eltern ›Wie konnte es damals bloß soweit kommen?‹ gerade beantwortet wird: Genauso wie jetzt.« Keinem Ausländer wird man guten Gewissens empfehlen können, auf solche um sich selbst am meisten besorgten und vor betulicher Eitelkeit zerfließenden Wesen zu setzen, wenn es mal hart auf hart kommt, wenn Ausländer also Schutz benötigen und nicht nur ein paar schöne Worte.

Aus dem breit getretenen Betroffenheitsquark formen sich dann einige merkwürdige Ideen, warum die vielen netten und gebildeten Leute auf die »ausländischen Mitbürger und Gäste« auf keinen Fall verzichten mögen. Ohne sie wäre es nämlich viel »langweiliger«, »wenn sich an einem Sommersonntagmorgen nicht von irgendwoher arabische Musik unter das Glockenläuten der katholischen Kirche mischte. Wenn zum Straßenbild nicht Frauen mit Kopftuch oder im Sari und Männer mit Turban oder in afrikanischer Tracht gehörten«. Und nicht zu vergessen: »Vom italienischen Essen bis zur schwarzen Musik haben Ausländer den Deutschen geholfen, etwas lockerer zu werden.« Der Ausländer als kulturelle »Bereicherung«. Man kann es nicht mehr hören, das Pizza-, Kebab- und Sirtaki-Gefasel, aber die Begeisterung über die exotischen Volksstämme mit ihren fremden Sitten und Gebräuchen, Trachten und Folklore hält sich hartnäckig. So möchten sie den guten Ausländer haben, und man begreift, daß es den Fans fremder Kulturen nicht um die Sicherheit normaler Lebensbedingungen geht, sondern um Artenschutz.

Nicht auszudenken, wenn »die *kulturelle* Blutzufuhr« ausbliebe, und wie schmerzlich, wenn man »den Glauben an eine deutsche *Kulturnation*« aufgeben müßte, weil eine

»Welle von Ausländerfeindlichkeit« über Deutschland schwappt, die natürlich aufs schärfste als »Angriffe ... gegen die Grundpfeiler abendländischer *Kultur*« verurteilt werden. Womit wir uns »im Kern des ältesten *Kulturproblems*« befinden, welches die »Fremden« sind. Da hilft nur, »eine *Schutzkultur* um die Bedrohten« zu bauen. Bei soviel *Kultur* kann es keine schlechten Menschen geben. Aber interessieren tut es einen schon, was es mit der »kulturellen Blutzufuhr« auf sich hat? Eine Art Vampirismus? Und wenn Menschen in Asylbewerberheimen überfallen werden, dann möchte man gerne wissen, warum die »Stimmen der Menschlichkeit« statt Menschenleben die »abendländische *Kultur*« gefährdet sehen?

Ausländer braucht man jedoch nicht nur, weil man seinen Glauben an die »deutsche Kulturnation« nicht verlieren will, sondern vor allem aus wirtschaftlichen Gründen. »In vielen Bereichen, besonders auf dem Dienstleistungssektor, sind nichtdeutsche Mitbürger im Laufe der Jahrzehnte geradezu unentbehrlich geworden.« Und: »Jeder Politiker, jeder Wirtschaftler kann bestätigen, daß die Bundesrepublik ökonomisch zusammenbrechen würde, wenn uns alle Ausländer auf einen Schlag verließen.« Vielleicht doch besser nacheinander?

Irgendwie wird man das Gefühl nicht los, als ob ein von Existenzängsten gebeutelter Mittelständler verzweifelt zu begründen sucht, warum er es für keine gute Idee hält, wenn Deutschland demnächst wieder ausländerfrei ist. Das heißt, er anerkennt einen noch gar nicht existierenden Zustand, indem er unermüdlich darauf hinweist, daß das »unserer politischen *Kultur*« schade, »unserer *Wirtschaft*« oder dem »Ansehen unseres Landes, das in 40 Jahren aufgebaut wurde«. In diesem Denken ist nicht etwa der Ausländer der an Leib und Leben Geschädigte, sondern der Deutsche. Schlimm genug, schlimmer noch, daß die politisch herrschende Klasse, die als »prominente Zeitgenossen« in die-

sem Bändchen schreibt, so denkt wie der schäbigste Kleinbürger.

Wenn einer es besonders gut meint, versetzt er sich »in die Lage der Menschen, die hier leben«. Oder er behauptet, »auch ich bin ein Ausländer«. Diese Anbiederei mag man ärgerlich finden, vielleicht sogar peinlich, aber was ließe sich sonst so schön und so völlig sinnlos daherreden, ohne ein blaues Auge zu riskieren. Solidarität von der Stange, oder – noch besser – aus dem Bauch. Aber auch andere Vorschläge, den »häßlichen Erscheinungen der vergangenen Monate« mutig in den Weg zu treten, hören sich nicht vielversprechend an. »Auf jeden Fall muß vermittelt werden.« Vielleicht so:

»Zum Beispiel wird der Neger an sich akzeptiert, wenn er Tore schießt, am besten allerdings im eigenen Verein, denn wenn er beim Gegner spielt, dann wirft der echte Sportfan mit Bananen oder übt sich im Affengebrüll. Auch da allerdings gilt die Regel, daß nur der ein guter Bimbo ist, der mit einem Zimmer im Sportlerheim zufrieden ist, also nicht zu uns in die Stadt in die besseren Gegenden ziehen will, was er sich ja leisten könnte, und daß er seine braunen Finger von deutschen Frauen läßt.« Das sollte uns »vielleicht doch Anlaß zum Nachdenken geben«. Die ehrenwerte Absicht jedenfalls, durch die Wiedergabe von Stammtischgeschwätz zur Aufklärung beizutragen, geht in diesem Fall daneben, weil nach der Lektüre des Buches nicht mehr ausgeschlossen werden kann, daß dem Autor die Anklage zum Bekenntnis geraten ist.

Aber das kommt eben davon, wenn Journalisten glauben, wieder »in Ausübung ihrer Pflicht« schreiben zu müssen. In diesem Fall ein Delikt, das sich adäquat nur als Vereinigungskriminalität beschreiben läßt.

Zitiert wurden: Michael Jürgs, Freimut Duve, Marion Gräfin Dönhoff, Emanuel Eckardt, Eberhard Fechner, Barbara

Franck, Peter Härtling, Hamburger Museumsdirektoren, Hellmuth Karasek, Hardy Krüger, Jobst Plog, Gregor von Rezzori, Michael Schirner, Franz Steinkühler, womit die Liste der Autoren allerdings noch lange nicht zu Ende ist.

Über die »erste erfolgreiche deutsche Revolution«

Der Renegat als Hampelmann

Jahrzehntelang haben die Altachtundsechziger die 11. Feuerbachthese diskutiert und analysiert. Sie haben so lange darauf herumgekauft, bis ihnen schließlich die Zähne ausfielen und radikale Gesellschaftskritiker zu teigigen und blasen Sozialdemokraten regredierte. Aus der Welt, die man nicht bloß verschieden interpretieren wollte, wurde »eine Tatsache«, »die nicht mehr zu ändern ist. Es kommt jetzt darauf an, wie man sie bewertet«.

Michael Schneider, ehemaliger SDSler, Freund Dutschkes und Bruder des Meisterschwätzers Peter Schneiders, hat es sich wie viele seine Kollegen nicht nehmen lassen, als Fachmann in Sachen Revolution und wie man sie totsicher vermurkst, seine Bewertung der deutschen Ereignissen 1989/ 1990 abzuliefern. Schneider hat ein Jahr lang fleißig Zeitungsausschnitte gesammelt und sie durch eine Textverarbeitungsmaschine laufen lassen. Aber obwohl er wie ein verhandelter Chefredakteur den journalistischen Jahresoutput mit kritischen Augen begutachtet hat, kommt nichts Neues dabei heraus.

Sein Buch *Die abgetriebene Revolution. Von der Staatsfirma in die DM-Kolonie* wurde zum typischen Evolutionsprodukt der Meinungsbranche, d.h. ein endlos langer Zeitungsartikel, der in Buchform die Sottise bestätigt, daß es nichts Älteres gibt als die Zeitung von gestern. Das Verfallsdatum seiner »kritischen Bestandsaufnahme« war schon überschritten, bevor das Buch auf den Markt kam. Wenn er nämlich der konservativen Regierungskoalition ins Beschwerdebuch

schreibt: »Sollte sie ihren bisherigen Crashkurs fortsetzen, riskiert sie, schon beim nächsten gesamtdeutschen Wahlkampf die Macht zu verlieren«, dann teilt dieser Satz das Schicksal der Tageskommentare aus *taz*, *FR* oder *SZ*, in denen er am Tag darauf glücklicherweise beerdigt und vergessen ist.

Zunächst einmal läßt Schneider dem Leser noch einmal wissen, was man von Politikern wie Journalisten schon so oft hörte, daß einem langsam der Verdacht kommt, die Leute müßten nachträglich noch von der historischen Dimension des Ereignisses überzeugt werden, weil sie die »Revolution 1989« wie jedes andere Medienereignis auch ihrem Kurzzeitgedächtnis überantwortet haben. Sei es für diejenigen, die nicht so recht dran glauben, sei es für die, die den Evergreen immer wieder gerne hören, bekennt Michael Schneider: »Die erste erfolgreiche deutsche Revolution dieses Jahrhunderts« hat stattgefunden. Das muß gefeiert werden, und Schneider zündet ein Feuerwerk der metaphorischen Superlative: »kopernikanische Wende«, »Dambruch«, »Springflut«, »gigantisches Schauspiel«, das »wie ein Orkan losbrach« und »mit der Gewalt eines Naturereignisses« über die Menschen kam, so daß es selbst Schneider »irritierte und verunsicherte«, »mehr als ich es selbst für möglich gehalten hätte«. Man hört ihn schon »So ein Tag, so wunderschön wie heute« vor sich hin summen, aber schließlich gilt es noch das, was danach alles schief lief, aufzuarbeiten und zu »bewerten«.

Mit einer Selbstverständlichkeit, die die Identifikation mit jedermanns Meinung voraussetzt, kaut Schneider sämtlichen Quatsch des bürgerlichen Feuilletons noch einmal durch: Unter »dem Trauma Auschwitz« leiden »bekanntlich (!) nicht nur die Opfer und ihre Nachkommen, sondern auch die Nachkommen der Täter«. Abgesehen davon, daß die Opfer von Auschwitz unter einem Trauma nicht mehr leiden müssen, weil sie das Leben bereits hinter sich haben,

läßt das Leiden der Nachkommen von Opfern und Tätern darauf schließen, daß wir in einer bemitleidenswerten Gesellschaft leben. So sehr sich Opfer und Täter in ihrer Rolle unterscheiden, als deren Nachkommen sind sie im Leiden eins geworden und können sich auf paritätisch besetzten Diskussionsveranstaltungen auf dem Podium gegenseitig ihre Wunden zeigen. Daß Leute wie Schneider, die im Alter zwischen vierzig und fünfzig in der Regel bereits eine verkrachte Ehe hinter sich und erwachsene Kinder haben, die ihnen auf die Nerven gehen, ihr geheimnisvolles Leiden als Nachkommen der Täter entdecken, von dem sie als Jugendliche noch keine Ahnung hatten, weil ihnen die Einsicht bessere Argumente in die Hand gab als die bloße Leidensmienne, ist nur ein weiteres Indiz dafür, daß der protestbewegten Generation nichts weiter mehr einfällt als der verliebte Blick auf sich selbst, der sich im häufigen Gebrauch des Wortes »Ich« widerspiegelt.

Hat Schneiders Ich seine gute Gesinnung als Staatsbürger erst einmal bußfertig unter Beweis gestellt (»Auch ich habe die Parole ›Kapitalismus führt zum Faschismus. Kapitalismus muß weg« anno 1968 mitskandiert«), dann kann man sicher sein, daß das »Drohnenleben der Wandlitz-Republik« aufs heftigste verdammt wird. Im bräsigsten und schäbigsten Kommentatorenstil eines rasenden Mitläufers befindet Michael Schneider: »Selbstverständlich kann und darf es für diejenigen, die für den Stasi-Terror ... verantwortlich waren, keine Amnestie geben. Diese Leute, allen voran Herr Mielke, gehören vor ein unabhängiges Gericht gestellt.« In der Rolle des zornigen Richters findet der kleine Renegat wieder zu sich selbst und empfiehlt sich durch ranziges und altkluges Dahergerede als moralische Erneuerungsinstanz.

Auf über 200 Seiten schwadroniert er über die Probleme der Deutschen, die »in der Tat zu ernsthaften Besorgnissen Anlaß« geben, von einer »gerechten und sozial verträgli-

chen Organisation der deutschen Einheit«, um »die drängenden Probleme der Menschheit anzupacken«. Bei diesem Formulierungsbrei aus dem Standardrepertoire des offiziellen Verlautbarungsjargons wird man den Verdacht nicht los, daß Schneider ein in der Küche der *Zeit* geklontes Produkt von Dönhoff, Sommer und Schmidt ist.

Als jemand, für den jede abgedroschene Redewendung und abgestandene Metapher noch gut genug ist, um einen spärlichen Gedanken zu umranken, strapaziert Schneider auch die Metapher vom aufrechten Gang, der schon bei Enzensberger den Verdacht keimen ließ, daß wir in einer Gesellschaft von Vierbeinern leben. Wie auch immer; wenn nichts draus wird, wird immer noch ein Essay draus, sagte Tucholsky einmal.

Geliebtes Vaterland

Wie das Feuilleton einmal einen verleumderischen Angriff aus England abwehrte

Empört wie lange nicht mehr war man in der *Zeit* und im *Spiegel*. Als ob Deutschen im Ausland passiert, was zur Zeit Ausländern hier zugefügt wird, werfen sie dem englischen Historiker Robert Harris, Autor des »außergewöhnlichsten Politkrimis der Saison«, Deutschenfeindlichkeit, Ressentiments und Frivolität vor. Den Autor »treibt offensichtlich der Ehrgeiz, auf Kosten der Deutschen ein berühmter Schriftsteller zu werden«, empört sich Karl-Heinz Janßen in der *Zeit* und entwirft mit diesem Vorwurf einen völlig neuen Verhaltenskodex für Schriftsteller. Schlimmer noch, der Autor sei sich offenbar nicht bewußt, »daß er mit seinem Thriller auch den jungen Generationen in Deutschland das Stigma des Massenmords aufdrückt.« Und der *Spiegel* sekundiert, Harris greife »skrupellos zum ultimativen Kitzel: Er montiert die Realität in seinen Roman«, eine in den Augen des Redakteurs offensichtlich besonders perfide Masche und

eine Anschuldigung, aus der sich so leicht kein Schriftsteller wird herauswinden können. Auch eine kleine Träumerei gestattet sich der Redakteur, für die er tief in die Geschichtskiste greift: Hätten 1866 die Bayern und Österreicher die Schlacht von Königgrätz gewonnen und nicht die Preußen, wären uns »manche Schrecken ... erspart geblieben – auch Harris' *Vaterland*.« Noch drei Jahre nach Erscheinen des Buches hat sich der Spiegel immer noch nicht beruhigt. »Schamlos« hätte Robert Harris, schreibt ein Redakteur in der Ausgabe 8/95, »das NS-Regime als Thriller-Kulisse mißbraucht«, und angewiedert empfiehlt er die »geschichtsklitternde Mixtur aus Fakten und Flachsinn« den Neonazis.

Daß ein Politthriller in den führenden Meinungsblättern derart heftige Reaktionen hervorruft, ist erstaunlich, nicht nur, weil das Genre des Krimis in Deutschland nicht gerade zu der literarischen Gattung zählt, der man besondere Aufmerksamkeit widmet, sondern weil man sich bisher der Illusion hingeben durfte, daß das Feuilleton auch der staatstragenden Blätter nicht unbedingt verpflichtet war, die politischen Leitartikel auf den vorderen Seiten wiederzukäuen. Mittlerweile scheint man sich von dieser liebgewordenen Vorstellung verabschieden zu müssen. Wie in der Außenpolitik rüstet man nun auch auf dem kulturellen Sektor nach, denn wie anders will man es sich erklären, daß der Protest des deutschen Botschafters in London, der auch noch Hermann Freiherr von Richthofen heißt, mit diesem Buch würden die deutsch-englischen Beziehungen unnötig belastet, vom *Spiegel* als Beleg und nicht als Bloßstellung zitiert wird.

Um was geht es: Harris hatte die geniale Idee, die Geschichte 1942 anzuhalten und ihr eine andere Wendung zu geben, derzufolge die deutsche Wehrmacht nicht in Stalingrad steckenblieb, sondern bis in den Kaukasus und den Ural weitermarschierte. Dort allerdings wird sie in einen aufreibenden, von den Amerikanern unterstützten Partisanenkampf verwickelt. Die europäischen Länder haben

längst ihre Souveränität verloren, und was heute als europäische Idee in langwierigen Verhandlungen nur zäh vorankommt, hat Deutschland unter seiner Vormachtstellung schon längst verwirklicht. Im gesamten Reich ist Deutsch Unterrichtssprache, die Reichsmark ist die Einheitswährung und der Volkswagen das Auto für den kleinen Mann. Das Europaparlament hat seinen Sitz in Berlin, wo Albert Speer seine gigantischen Pläne verwirklicht hat und sich das Empire State Building wie Spielzeug ausnimmt. Der St. Petersburg, wird dem staunenden Touristen erzählt, paßt sechzehn Mal in den Dom von Speers Großer Halle.

Harris läßt seinen Thriller 1964 spielen, eine Woche vor Hitlers 75. Geburtstag. Die Reichshauptstadt schmückt sich für seinen Führer. Sogar der Präsident der Vereinigten Staaten Kennedy, der Vater John F. Kennedys, Antisemit und Appeaser, wird Hitler seine Aufwartung machen. Vor diesem Hintergrund recherchiert Kriminalkommissar Xaver März in einem scheinbar ganz gewöhnlichen Mordfall, der jedoch auf undurchsichtige Weise die Belange der Staatssicherheit berührt und die SS auf den Plan ruft. Im Laufe dieser ungeheuer spannenden und packend erzählten Geschichte kommt das von den Nationalsozialisten begangene und anschließend vertuschte Verbrechen, die Judenvernichtung, langsam zum Vorschein. Die letzten lebenden Teilnehmer an der Wannseekonferenz fallen merkwürdigen Umständen zum Opfer oder begehen Selbstmord, Zeugen werden umgebracht, Dokumente verschwinden.

»Die Handlung ist bis ins kleinste Detail überzeugend, die Charaktere gänzlich glaubwürdig«, schreibt Martha Gelhorn in *The Daily Telegraph*, und sie muß es wissen, hat sie sich doch als Korrespondentin im Nachkriegsdeutschland selbst ein genaues Bild von den Menschen und Verhältnissen machen können. Ganz gleich, ob Harris seine Figuren als korrupte Beamte, graue Eminenzen, opportunistische Karrieristen, Amtsschimmel oder bornierte Ideologen

schildert, es sind Menschen, deren sich ein totalitäres System genauso bedienen kann wie eine Demokratie. Und darin liegt auch der Grund für die Empörung, denn daß Harris sein Personal nicht als widerliche, mordlüsterne Monster auftreten läßt, die den Abstand zur Geschichte deutlich genug demonstrieren, sondern als mitunter ziemlich normale Menschen, finden bezeichnenderweise vor allem seine deutschen Kritiker geschmacklos. Was jedoch am Nationalsozialismus so schrecklich war, war seine Banalität, die sich am besten an der Person Eichmanns veranschaulichen läßt, der genauso gut »Judenpfleger« hätte sein können und diesen Job mit der gleichen Zuverlässigkeit und Beflissenheit ausgeübt hätte wie er Fahrpläne ausarbeitete, um die Juden reibungslos an den Ort ihrer Vernichtung zu transportieren. Was die Kritiker auf die Palme bringt, ist die Tatsache, daß dieser Mensch nicht zu unterscheiden ist vom Nachkriegsdeutschen, der sich in ihren Augen inzwischen genügend für die Demokratie qualifiziert hat.

Harris hat mit seinem Buch in England einen Bestseller gelandet, der in zehn Sprachen übersetzt wurde und von dem in Amerika mittlerweile mehr als 110 000 Hardcover über den Ladentisch gingen. Auch darin könnte ein Motiv für den Ärger liegen, den das Buch hervorgerufen hat. Nämlich als Enttäuschung darüber, daß deutsche Literatur alles andere als ein Exportschlager ist und im Ausland als langweilig, fad und deshalb unverkäuflich gilt. Die Beschäftigung mit ihr könnte aufgrund des offensichtlichen Desinteresses der europäischen Nachbarn zur Marotte werden, wo es doch Zeiten gab, als die deutsche Kultur überall großes Ansehen genoß. Vielleicht also aus Enttäuschung darüber, daß die hiesige Literatur an Renommee verliert, mit Sicherheit aber aus gekränktem Nationalstolz, erklärt sich der Haß auf Harris, dem sogar vorgeworfen wird, daß in seinem Buch nichts steht, was »zu neuen Erkenntnissen über die Nazi-Vergangenheit verhelfen könnte«. Zu neuen Erkenntnissen

verhelft vielmehr der *Spiegel*, als er die Goebbels-Tagebücher vorabdruckte.

»Ausländer sind Ausländer«

Neues von der Multikultur

Daß über einen einzigen dürftigen Gedanken dickleibige Wälzer geschrieben werden, ist nichts Neues. Selten jedoch wurde der Leser für dümmer gehalten als in *Heimat Babylon* vom Frankfurter Kulturdezernenten und der 68er-Ikone Daniel Cohn-Bendit und seinem Mitstreiter Thomas Schmid, die selbst Horst-Eberhard Richter und Luise Rinser, bisher unumstrittene Koryphäen auf dem Gebiet, alles zu Quark breitzutreten, was es zu einem Thema zu sagen gäbe, alt aussehen lassen.

»Deutschland ist ein Einwanderungsland«, stellen Cohn-Bendit/Schmid fest. Jetzt könnte ein Gedanke kommen. Stattdessen: »Wir werden zeigen, daß es keinen Sinn hat, diese Wirklichkeit zu leugnen«, oder: »Wir plädieren für die Anerkennung dieser Realität.« Und für den, der es immer noch nicht begriffen hat: »Wir werden zeigen, daß dies Land ein Einwanderungsland ist.« Auf der nächsten Seite: »Deutschland ist ein Einwanderungsland, und auch dadurch multikulturell.« Vielleicht jetzt? »Wir feiern das nicht, wir stellen es nur fest ... Das ist das Anliegen dieses Buches.« Entnervt blättert man weiter. »Die multikulturelle Gesellschaft ist also ein verwirrendes Phänomen.« Etwas später: »Ausländer sind Ausländer, aber nun einmal da.«

Nicht nur physiognomisch, auch stilistisch haben sich die ehemaligen Wortführer der Studentenbewegung Helmut Kohl anverwandelt. Gedankenlos flechten sie Beschwörungsformeln unfreiwilliger Komik zu redundanten Girlanden: »Ausländer sind Ausländer, also keine Deutschen«, oder »Eine Gesellschaft ist kein Eimer«.

Im Bemühen, alles zu relativieren und möglichst nir-

gends anzuecken, sind sie bis zur Schmerzgrenze harmlos und bräsig. Die ausländerfeindliche Stimmung ist für sie nicht mehr als eine beklagenswerte Angelegenheit und die Schlägerbanden sind bloß irregeleitete und eigentlich bedauernswerte Menschen. Weil man dasselbe aber auch aus den *Tagesthemen* und dem *Bericht aus Bonn* erfahren kann, ist das Buch ungefähr so überflüssig wie ein Kropf oder, um mit Cohn-Bendit/Schmid zu sprechen: »Das mag ein etwas kühner und ... allzu leichtfertiger Schluß sein«, aber wenigstens kein endloses Geschwafel.

»Mein Freund ist Ausländer« oder auch nicht

Vom Verständnis zum anonymen Rassisten

Es dauerte ziemlich lange, bis sich die Guten aus Deutschland dazu aufrafften, den Rechtsradikalen ein zaghaftes »Nein« entgegenzuhalten, als diese ein Asylbewerberheim nach dem anderen anzündeten und in Rostock und Hoyerswerda Pogrome veranstalteten. Aber dann kamen sie doch noch gewaltig. Im Wettstreit der Städte zündete man, nein, keine Asylbewerberunterkünfte sondern Kerzen an, was sich auch als Ersatzhandlung, als Ausdruck eines Gemeinschaftsgefühls verstehen ließ. Wie zur Bestätigung der Unterstellung, die als üble Verleumdung abgetan worden wäre, die Kerzenhalter würden sich symbolisch mit den Brandstiftern solidarisch zeigen, hielt man sich mit der Verurteilung der Rechtsradikalen merkwürdig zurück. »Mein Freund ist Ausländer« hieß die Parole, aus der nicht hervorging, daß man gegen die Schläger etwas hatte. Und tatsächlich: Aus den Rechtsradikalen waren noch lange keine Feinde geworden, stattdessen brachte man ihnen ungeheuer viel Verständnis entgegen.

»Wo lernt man denn heute noch, daß man Menschen nicht anzündet?« fragte besorgt (= H.E. Richter-geschädigt) Wolfgang Thierse. Woher sollen denn seine aus dem unter

40 Jahren Knechtschaft darbindenden Leidensgenossen aus dem Osten wissen, daß Menschenanzünden verboten ist.

Die Ausländerbeauftragte Marita Schieferdecker-Adolph weiß, welches besorgniserregende Problem Wolfgang Thierse da angeschnitten hat. Mitte Dezember '93 besuchte sie einen Jugendclub in Dresden und wurde dort von Skinheads als »Judensau« und »Türkenweib« beschimpft, und schließlich sogar mit einer glühenden Zigarette traktiert. Offensichtlich hatte sich »Mein Freund ist Ausländer« noch nicht herumgesprochen, aber von einer Strafanzeige sah Frau Schieferdecker-Adolph ab, »um Projekte mit rechtsorientierten Jugendlichen nicht zu behindern«, weshalb sie korrekterweise eigentlich eine Skinheadbeauftragte sein mußte.

Verständnis für die »irregeleiteten Jugendlichen«, die keine »Perspektive«, dafür aber »Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatz« hätten und überhaupt in »menschenunwürdigen Plattenbausiedlungen« hausen müßten, war der Zuckerfuß auf der Argumentation der Ausländerfreunde, an der sich zeigte, daß man bei Konflikten innerhalb der eigenen Landesgrenzen eine Abgeklärtheit und Besonnenheit an den Tag legte, die angesichts der ermordeten Ausländer ziemlich abgebrüht wirkten. So abgebrüht wie beispielsweise Bodo Morshäuser, dem es »ums Deutsche« geht und dessen Buchtitel *Hauptsache Deutsch* und *Warten auf den Führer* deshalb als Bekenntnis zu verstehen sind und der sich aus dem Programm der anonymen Rassisten bedient hat: »Raus mit dem Scheiß. Laß uns mal fünf Minuten Rassist sein und mal richtig erzählen, was hier los ist und was uns nicht gefällt. Das finde ich besser, als nur intelligent oder intellektuell diese Dinge zu sehen.«

Vor solchen Leuten muß man sogar noch diejenigen in Schutz nehmen, die zwar bei jeder Gelegenheit »betroffen« sein mögen, aber nicht verhindern wollten, wie Bodo Morshäuser, »daß sich die Zahl der Asylbewerber von Jahr zu Jahr verdoppelte«.

Dank Morshäuser wurden die letzten Zweifel ausgeräumt, die man gegen den Verdacht haben konnte, die Lichterketten und Fackelzüge wären nur eine symbolische Ersatzhandlung für das Anzünden von Flüchtlingsunterkünften.

Menschlichkeit

Als man bei den Nürnberger Prozessen in Ermangelung einer Kategorie, mit der sich der Völkermord der Deutschen juristisch fassen ließ, den Begriff »crime against humanity« einführte, wurde er offiziell als »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« übersetzt. »Wahrhaftig das Understatement dieses Jahrhunderts«, schrieb Hannah Arendt, »als hätten es die Nazis lediglich an »Menschlichkeit« fehlen lassen, als sie Millionen in die Gaskammern schickten.«

Mit dieser euphemistischen Sprachregelung haben die Deutschen die Alliierten in ähnlicher Weise hereingelegt wie später bei der Entnazifizierung. Carl Schmitt höhnte: »Die Verbrechen gegen die Menschlichkeit werden von Deutschen begangen. Die Verbrechen für die Menschlichkeit an Deutschen. Das ist der ganze Unterschied.« Weil es sich aber in Wirklichkeit um einen Unterschied aufs Ganze handelte, hätte »Menschlichkeit« eigentlich abdanken müssen. Aber statt der pejorativen Bedeutung inne zu werden, hatte »Menschlichkeit« auch im Nachkriegsdeutschland Konjunktur. In der Rede von »Menschlichkeit« war im historischen Kontinuum die Fortschreibung der Barbarei enthalten. »Menschlichkeit« haftete immer noch der Geruch an, den die Nazis verbreitet hatten, als sie »unwertes Leben« ausrotteten und damit einen Akt der Gnade und Nächstenliebe meinten. Die »Menschlichkeit« in den 50er Jahren war immer noch ihr genaues Gegenteil, sie war hohles Pathos, klebrige Idylle, ranziger Eintopf, sie war stickig und roch nach Bohnerwachs.

Als bloßer, nichtssagender Appell hat sie selbst die Nierentischatmosphäre überstanden, denn sie hatte den Vorzug, sich mit Argumenten nicht herumschlagen zu müssen. »Menschlichkeit« wurde zum Zauberwort auf evangelischen Kirchentagen, auf Friedensbewegungskundgebungen, für die Neujahrsansprache des Bundeskanzlers, für Niemöller und Albertz, für Nachbarschafts- und Schrebergärtnervereine, für den Blauen Bock, Walter Jens und Petra Kelly, also für Hinz und Kunz. Im Gegensatz zu jeder anderen Karriere war es für die Karriere von »Menschlichkeit« nicht abträglich, daß man tief hinabsteigen mußte, dorthin, wo es vor Verpflichtung zur Wahrheit, wahlweise Gerechtigkeit, Freiheit und Nächstenliebe wabert und dampft, wo es schwül und nur in narkotisiertem Zustand auszuhalten ist, dorthin also, wo schriftstellernde Pastoren und pastorale SchriftstellerInnen ihre verbalen Zeitschleifen drehen.

»Menschlichkeit« ist immer gut, wer will schon ein Unmensch sein? Uta Ranke-Heinemann empfiehlt: »Was wir brauchen, ist ein Mut zur Menschlichkeit, der alle Menschen einschließt«, und Rainer Eppelmann beteuert in *Wendewege*, einem »subtilen Zeugnis menschlicher Auseinandersetzung«, aufrichtig und menschlich waschecht: »Wir haben uns immer für mehr Nähe und Menschlichkeit, für eine offenere und menschlichere DDR stark gemacht.« Offen und menschlich war die DDR, daß sie aber nicht noch offener und menschlicher war, hat ihr den Todesstoß versetzt. »Weil das Land sich ändern muß«, glauben Dönhoff und Helmut Schmidt in der »Menschlichkeit« ein geeignetes Rezept gegen die »Raffsucht« gefunden zu haben.

Auch in preisgekrönten Schüleraufsätzen über das Thema: »Welche Bedeutung hat Martin Luther Kings Botschaft für mich«, die anschließend in der *Zeit* veröffentlicht werden, ist Menschlichkeit Trumpf. »Die Menschlichkeit wurde wach, als Demütigung und Gewalt öffentlich wurden«, durfte da eine Henrike Wenzel für Theo Sommer in die

Bresche springen und einen Begriff aufblasen, der so schwammig und schwiemelig ist wie das Wort zum Sonntag.

Der Begriff, der einmal zur Entlastung der Täter diente und dem deshalb etwas Zwielfichtiges anhaftete, was heute noch in der drohenden Redewendung »rein menschlich gesehen« enthalten ist, war niveaulos geworden, d.h. ohne Widerspruch oder Gegensatz. Man war ihm für die schlichte Tatsache dankbar, daß es ihn gab. Aber Menschlichkeit ist auch altbacken und tantenhaft geworden, weshalb sie auch gern zum Adjektiv abgespeckt wird und als »menschlicher Umgang« mit den »Sorgen und Nöten der Menschen draußen im Lande« (Stolpe, PDS u.a.) ringen darf. Großer Beliebtheit erfreuen sich folgende Kombinationen: »Menschliche Nähe« (Stolpe u.a.), »Mitmenschlichkeit«, »menschlich miteinander leben« (Ranke-Heinemann), »menschliches Solidaritätsgefühl« (Schorlemmer), »menschliche Aufarbeitung der Stasi- und SED-Vergangenheit« (Thierse). »Unmenschlich« und »menschenverachtend« stehen jedoch als universelle Alleskleber auf der Beliebtheitskala ganz oben, dort, wo Klaus Bednarz, Antje Vollmer und Ralph Giordano mit dem besonderen Betroffenheitsschmelz in der Stimme das Gewissen der Nation spielen.

Während »menschlich« im ideologiefreien Gebrauch auf Schwächen und Laster des Menschen hinweist, also eine Eigenschaft beschreibt, die den Einzelnen liebenswert oder auch hassenswert und abstoßend macht, benutzen es die Schaumsprachler als Aufforderung, als moralischen Imperativ, dem sich zu entziehen mindestens »menschenverachtend«, wenn nicht sogar »zynisch« ist. Der Appell ans Gewissen soll die Menschen anrühren und betroffen machen, sie zum spendenwilligen und hörigen Publikum erziehen, das den bösen Mächten mit Kerzen heimleuchtet. Kein von Interesse und Vernunft geleitetes Wesen soll der Mensch sein, sondern empörungskompatibel mit einer moralisch einwandfreien Gesinnung.

Seit neuestem soll die »Mitmenschlichkeit« sogar ins Grundgesetz eingeführt werden. Der Zusatzartikel 2a lautet dann: »Jeder ist zu Mitmenschlichkeit ... aufgerufen.« Das konnte sich nur ein aus Ostdeutschland stammender SPD-Abgeordneter ausgedacht haben, der früher ein oppositioneller Studentenpfarrer gewesen war. Und tatsächlich: »Initiator des Vorschlags ist der aus Ostdeutschland stammende SPD-Abgeordnete Elmer ... früher oppositioneller Studentenpfarrer aus der DDR« (FAZ). Lange hat der Hinterbänkler gebrütet, bei der Pfründeübergabe wurde er vergessen, als Kassenwart seines Ortsvereins fiel er durch, aber einen Beitrag zur »inneren Einheit« in Deutschland wollte er leisten, ein »Korrektiv zum ausufernden Individualismus unserer Zivilisation«, wie die FAZ berichtet.

Während beim nackten Interesse aber wenigstens nachvollziehbar ist, welche Motive den Einzelnen bewegen, muß man beim Gutmenschen darauf gefaßt sein, daß seine Empörung auch mal in eine andere Richtung ausschlägt. Dann geht es vielleicht wieder gegen die Amerikaner oder auch gegen die Juden. Dann muß im Namen der Menschlichkeit eingegriffen werden, so wie man es gegen die Serben schon längst hätte tun sollen. Carl Schmitt würde gar nicht mehr so schief liegen: Verbrechen für oder gegen die Menschlichkeit, was ist das schon für ein Unterschied.

P.S. Das Schlußwort zu »menschlich« hat nun Philip Roth: »Besonders ihre Verwendung der Wörter ›Fotze« (modifiziert durch ›heiß‹) und ›Schwanz« (modifiziert durch ›groß‹ oder ›herrlich‹ oder beides) konnte so maniert und aufdringlich, in einem Wort, so sentimental sein wie der Gebrauch respektive Mißbrauch des Adjektivs ›menschlich‹.«

Gerade wir als Deutsche

Ein widerlicher, schleimig herankriechender Euphemismus für nationale Gesinnung, für nationalhymnische Gefühle,

für kollektiven Wahn. Die nationalsozialistische Vergangenheit wird in dieser Formel zum kuriosen Argument dafür, daß die Deutschen gegenüber den Juden und gegenüber den Rest der Welt eine besondere Verantwortung hätten. Die Verantwortung besteht darin, die Juden und den Rest der Welt davon abzuhalten, das gleiche zu tun wie die Deutschen im Zweiten Weltkrieg, nämlich die Juden auszurotten und den Rest der Welt zu erobern. Weil das aber niemand tut und auch niemand in Sicht ist, der die Mittel und Möglichkeiten dazu hätte, gehen die Deutschen mit ihrer Verantwortung hausieren, d.h. sie müssen zunächst sich und andere davon überzeugen, daß alle möglichen Konflikte auf der Welt, ob Bürgerkrieg, Pogrome oder Stammesfehden, schon so schlimm sind wie das, was sie selbst angerichtet haben.

Dies war der Fall, als 1982 die israelische Armee im Libanon einmarschierte. Sofort meldete sich die Mahn- und Warngesellschaft aus »historischer Verantwortung der Deutschen gegenüber den Juden« zu Wort, um gegen die Vernichtung des palästinensischen Volkes zu protestieren. Und auch die Grünen kannten plötzlich keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche, und waren der »Meinung, daß wir Deutschen eine besondere Verantwortung haben, wenn es darum geht, Praktiken einer Ausrottungspolitik verhindern zu helfen.«

Als ehemalige Täter fühlten sie sich verpflichtet, »Israel mit Lob und Tadel als Bewährungshelfer moralisch beizustehen, damit das Opfer nicht rückfällig werde« (Wolfgang Pohrt). Wolfgang Pohrt schrieb auch, daß die Deutschen mit ihrem Verantwortungsfimmel einem strafrechtlich verurteilten Kinderschänder glichen, der sich besonders qualifiziert für einen Job im Kindergarten fühlt. Noch heute vergeht keine Reise eines deutschen Staatsmannes nach Israel, ohne daß diese Qualifikation als guter Wille dokumentiert werden würde. Die *FAZ* (vom 7.12.94) versah einen Artikel

über eine Kranzniederlegung in der Gedenkstätte Yad Vashem mit dem Titel: »Herzog hebt besondere Verantwortung gegenüber Israel hervor.«

Weil zwei angezettelte Weltkriege nicht gut in die Biographie des selbsternannten Weltfriedensrichters passen, nahm man am Bild des Täters eine Retusche vor, die ihn in ein argloses Opfer verwandelte: »Gerade unser besonderes Verhältnis zum Volk der Juden sollte uns veranlassen, hart mit dieser Politik ins Gericht zu gehen. Denn unser Volk hat die Folgen rassistischer Gewaltpolitik am eigenen Leib erfahren«, schallte es aus ethisch besonders engagierten Kirchenkreisen.

Wilhelm Reich schrieb in *Massenpsychologie des Faschismus*, daß Hitler der Ausbruch einer Geisteskrankheit erspart geblieben wäre, weil seine Wahnvorstellungen auf massenhafte Resonanz stießen. Individuelle und kollektive pathische Projektion gingen auch während des Golfkriegs konform. »Dabei ist nichts so verständlich wie die Friedenssehnsucht gerade der Deutschen, ist sie doch das logische Ergebnis eines schweren nationalen Traumas«, welches darin besteht, daß die Verbrechen »von den Nazis im Namen der Deutschen begangen wurden«, schrieb Oskar Lafontaine, ohne daß ihn jemand deshalb schräg angeguckt hätte. Was daraus folgt, machte Lafontaine deutlich, als sich Marcel Ophüls darüber beschwerte, daß auf dem nach seinem Vater benannten Fimfestival in Saarbrücken der Film »Beruf Neonazi« von dem etwas dämlichen Winfried Bonengel gezeigt werden sollte. Es wäre »höchste Zeit«, meinte Lafontaine, »daß die alten Opfer des Nazismus und ihre Familien aufhörten, sich ständig zu beklagen.«

Besondere Verantwortung verspürten einige besonders gute Deutsche wieder anläßlich des Kriegs in Bosnien. Diesmal war die Friedenssehnsucht bereits so stark, daß sie am liebsten gleich mitgeballert hätten. »Auschwitz verpflichtet uns auch, Handlungen ernst zu nehmen, die Angehörige von

Volksgruppen ermorden, um den Rest durch Terror in die Flucht zu schlagen«, schraubt Freimut Duve das Verantwortungsniveau hoch und das Neutralitätsgebot herunter. Man weiß zwar nicht so genau, warum Auschwitz notwendig ist, um »Handlungen ernst zu nehmen«, aber man ahnt, dahinter steckt ein großer Moralist, und der sagt uns: Gerade wir als Deutsche, die wir Fachmann in Fragen des Genozids sind, müssen es schließlich genau wissen: Hier muß sofort und hart durchgegriffen werden. Wehret den Anfängen! Denn: »Wer der Ausrottung eines anderen Volkes tatenlos zusieht, verwirkt seine Rechte« (Peter Glotz). Eva Quistorp fällt gleich das passende Beispiel ein: »Warum wurde Auschwitz nicht rechtzeitig befreit?« Horkheimer hatte also doch nicht übertrieben, als er über die Wandlungen des Schuldbekenntnisses der Deutschen schrieb, die Nazis, das waren in Wirklichkeit die Amerikaner.

Aber das alles reicht noch nicht, wenn Christian Semler in der *taz* (vom 17.9.94) sich selbst die rein rhetorische Frage stellt, »ob Deutschland nicht gerade wegen seiner mörderischen Vergangenheit eine besondere Verantwortung für die Verteidigung der Menschenrechte weltweit (und daher auch in Jugoslawien) zu übernehmen hat«. Wie Václav Havel würde Semler gerne die »Verantwortung für das Weltgeschehen« übernehmen und an den Hebeln der Macht sitzen, weil er dem Irrglauben anhängt, Schriftsteller und Intellektuelle wären die besseren Menschen.

Von der »unverschämten Lüge« des »Wir haben nichts gewußt« der Nachkriegszeit hat sich das »Wir« in das Kollektiv gerettet, das über den Massenmord bestens Bescheid weiß. Was die Deutschen daraus gelernt haben: So glimpflich wie sie selbst wollen die Deutschen die neuen Kriegsverbrecher, vorzugsweise die Amerikaner, seit einigen Jahren auch die Serben, nicht davonkommen lassen. Das nationale Identität stiftende »Wir« lechzt bereits wieder nach der Macht, um der Kriegshetze Taten folgen zu lassen.

Aus den Verbrechen der Nazis läßt sich jedoch keine besondere Verantwortung herausdestillieren. Das auftrumpfende »Gerade wir als Deutsche« ist eine handfeste Drohung, egal ob es Frieden ohne Waffen oder mit Waffen schaffen will. Wenn sich aus der Vergangenheit etwas ableiten ließe, dann höchstens: Gerade wir als Deutsche sind besonders verpflichtet, die Klappe zu halten.

Opfer der Opfer

Eine verschworene Gemeinschaft zeichnet sich u.a. dadurch aus, daß sie bestimmten Worten und Begriffen eine Bedeutung zuschreibt, die für Außenstehende ohne Erklärung nicht nachvollziehbar ist. Wie weit sich Deutschlands gute Menschen auf dem Weg dieser augenzwinkernden Kumpagne befinden, läßt sich daran ablesen, daß jeder weiß, wer mit den »Opfern der Opfer« gemeint ist: die Palästinenser. Obwohl der Begriff aus Empörung geboren wurde, kann man nicht behaupten, daß diejenigen, die die Wendung gerne und häufig gebrauchen, nicht wissen würden, wovon sie reden.

Ausgerechnet die Juden, so lautet die Botschaft, die doch aus ihrem »Schicksal« gelernt haben und doch wissen müßten, was es heißt, Opfer zu sein, machen mit den Palästinensern das gleiche wie die Nazis mit ihnen. Obwohl die Lektion der Deutschen nicht eindeutiger hätte ausfallen können, scheint sie aus ihnen keine besseren Menschen gemacht zu haben. Die mit großem Interesse die Ereignisse in Palästina verfolgenden ehemaligen Täter verstehen die nationalsozialistische Behandlung der Juden als Läuterungsprozeß. Da haben sich die Nazis so viel Mühe gegeben, und jetzt werden ihre Erziehungsmethoden von den Juden einfach kopiert.

Man weiß nicht so recht, ob es sich um eine Verwechslungskomödie handelt oder um einen verunglückten Kostümschinken: die Palästinenser in der Rolle der von den Nazis verfolgten Juden, die Juden in der Rolle der Nazis.

Warum sich die Deutschen als ehemalige Täter besonders verpflichtet fühlen, in diesem Stück Regie zu führen, hat eine Vorgeschichte, in der die Linke alten antisemitischen Klischees im neuen Gewand zum Durchbruch verhalf, die heute zum guten Ton der Betroffenheit gehören.

Nicht daß es nach 1945 keinen Antisemitismus mehr gegeben hätte, aber antisemitische Äußerungen waren in der Öffentlichkeit dank Springer verpönt. Die Deutschen hielten den Mund, und das war gut so. Erst als die radikale Linke ihr Herz für die Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt entdeckt hatte und damit auch für das kämpfende palästinensische Volk und erst als Dieter Kunzelmann in den in Schöneberg geschriebenen »Briefen aus Amman« seine Genossen aufforderte, endlich den »Judenknax« zu überwinden und »eindeutige Solidarität mit AL FATAH« zu zeigen, »die im Nahen Osten den Kampf gegen das Dritte Reich aufgenommen hat«, kam langsam Bewegung in das Nachkriegsarrangement, die Frage nach der Schuld am besten gar nicht erst zu stellen. Jetzt wurde sie neu gestellt.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1969 legten die »Schwarzen Ratten Tupamaros Westberlin« eine Brandbombe in das jüdische Gemeindehaus und verkündeten in einem Bekennerschreiben: »Aus den vom Faschismus vertriebenen Juden sind selbst Faschisten geworden, die ... das palästinensische Volk ausradieren wollen.« Und Ulrike Meinhof und Horst Mahler begrüßten das Attentat auf die israelische Olympiamannschaft durch den »Schwarzen September« als »mutiges Kommando ... gegen zionistische Soldaten, die in München als Sportler auftraten.«

Vor allem aber der israelische Feldzug gegen die PLO im Sommer 1982 machte aus der minoritären Position linksradikaler Gruppen eine populäre Meinung. War es bisher der *Deutschen National- und Soldatenzeitung* vorbehalten, von »Völkermord« und »Holocaust an den Palästinensern« zu schreiben, machte ihr die *taz* an der Beirut Front nun

Konkurrenz. Redakteur Reinhard Hesse warf »Millionen von Israelis« vor, den mit »rassistische[r] Perfektion« verübten »Völkermord an den Palästinensern« zu billigen. Und der alternative *Grüne Kalender* forderte seine Leser auf: »Kauft nicht bei Juden.«

Jürgen Reents von den Grünen brachte das raunende Vorurteil schließlich auf die griffige Formel von den »Opfern der Opfer«, die dann zum Gegenstand einer ergreifenden Rede Dieter Kunzelmanns im Berliner Abgeordnetenhaus wurden, zu der ihm parteiübergreifend Landowski von der CDU gratulierte. Der Begriff gehörte zum Allgemeinwissen des pathologisch reinen Gewissens, und die Intifada sorgte in Zeiten der Flaute für Konjunktur. Wenn nach dem Abkommen zwischen israelischer Regierung und Arafats PLO der Begriff der Geschichte angehört, dann nicht deshalb, weil er sich historisch erledigt hätte, sondern weil er seine Funktion erfüllt hat.

»Opfer der Opfer« diene der Entlastung der Deutschen. Niemand braucht sich mehr Vorwürfe wegen der Judenvernichtung zu machen, denn schließlich sind die Juden auch nicht besser. Aus den Opfern wurden Verfolger, und niemand weiß das besser als die Verfolger, die in Wirklichkeit Opfer sind. In Abwandlung einer Zeitdiagnose Horkheimers von 1960 könnte man sagen, daß sich die Deutschen vom »kleinlaut[en] und formell gewordene[n] Schuldbekennnis« verabschiedet haben, um sich »zum rechten Patriotismus wieder das gute Gewissen zu machen«.

Grosny, Bosnien und die Intellektuellen

Hat sich eigentlich jemand schon darüber gewundert, daß sich über die Verletzung der Menschenrechte in Grosny bislang noch keiner der Intellektuellen in dem Maße erregt hat wie über die in Bosnien, obwohl im Vergleich zur tschechischen Hauptstadt Sarajevo eine Insel des Friedens ist

und die Belagerung der Städte in Bosnien-Herzegowina eine Lappalie angesichts der Bombardierung Grosny aus der Luft? Warum zählen die Luftangriffe auf die Zivilbevölkerung in Grosny nicht zu den Ereignissen, die die Mahn- & Warnogesellschaft in der Bundesrepublik ansonsten regelmäßig anprangert? Zählt die Bevölkerung Grosny nicht zur Zivilisation, für die man in Bosnien über Leichen zu gehen bereit ist, wenn man wegen Menschenrechtsverletzungen sogar Luftangriffe »unter möglicher Schonung von Menschenleben« fordert? Gibt es nicht viel bessere Gründe, gegen Jelzin zu protestieren als gegen Milošević?

Während in Jugoslawien die Zentralregierung die Auflösung der staatlichen Einheit dank des internationalen Drucks von außen nicht mehr aufhalten konnte und sich aus dem daraus folgenden Zerfallsprozeß ein Bürgerkrieg entwickelte, in dem es um Gebietsstreitigkeiten geht und jede Kriegspartei ihre nationalistischen Ziele verfolgt, handelt es sich in Grosny um einen tatsächlichen Vernichtungsfeldzug, d.h. um die Auslöschung einer Stadt und seiner Bewohner durch den Einsatz aller militärischen Mittel einer Großmacht, die durch keine Blauhelmverbände der UNO in irgendeiner Weise beobachtet, eingeschränkt oder behindert wird. So unterschiedlich die Situation, so unterschiedlich auch die Reaktion der Presse und der Öffentlichkeit. Niemand nämlich regte sich über das abgekartete Spiel auf, als die westlichen Regierungen Jelzin grünes Licht für den Angriff gaben, indem sie den Konflikt zur inneren Angelegenheit der Sowjetunion erklärten, in die man sich nicht einzumischen gedanke. Und erst als die Operation nicht so reibungslos verlief wie geplant, als Grosny bereits über einen Monat unter Artilleriebeschuß lag und mit einem Bombenteppich überzogen wurde, als es einfach nicht mehr zu übersehen war, daß Grosny dem Erdboden gleichgemacht wurde, rang sich der Bundestag zu einer windigen Protestnote durch, in der man sich »tief besorgt und bestürzt« über die

»schwere Verletzung der Prinzipien der OSZE« zeigte (*FAZ* vom 21.1.95). Und als sich Kinkel, der vor ein paar Jahren noch »die Serben in die Knie zwingen« wollte, zur gleichen Zeit mit dem russischen Außenminister Kosyrew traf, bedankte sich dieser bei ihm für die »Partnerschaft, die angesichts der ›Tragödie‹ im Kaukasus ihre Reife unter Beweis gestellt habe« (*FAZ* vom 23. Januar '95). Nur habe es leider keinen anderen Ausweg gegeben, mit den »Banditen« fertigzuwerden. Wenn man dann noch in der *FAZ* vom gleichen Tag liest, daß Kosyrew mit Kinkel einig darüber ist, »daß es jetzt vor allem darum gehe, von den bosnischen Serben eine baldige Zustimmung zum Friedensplan der Bosnien-Kontaktgruppe zu erlangen«, dann fällt es schwer, nicht an einen Deal zu glauben, in dem die großmachtpolitischen Einflusssphären so absteckt worden sind, daß die Sowjetunion Jugoslawien dem Westen überläßt, wenn sich der aus dem Tschetschenienkonflikt heraushält.

Die Volksarmee in Jugoslawien hat keine Stadt flächendeckend bombardiert und die zum Einsatz gekommenen Kriegsgeräte dürften sich im Vergleich zum russischen Militäreinsatz wie Spielzeug ausnehmen, und dennoch wurde Milošević in der hiesigen Presse als faschistischer Serbenführer titulierte, der ein großserbisches Reich installieren wolle. Obwohl sich die Ambitionen von Milošević lächerlich ausnehmen gegenüber der von Jelzin betriebenen Großmachtpolitik, ist es bisher niemandem eingefallen, Jelzin einen faschistischen Russenführer zu nennen. Stattdessen übt man sich in vorsichtiger Zurückhaltung und schiebt die Verantwortung auf die falschen Berater, mit denen sich Jelzin umgeben hätte. Man müsse Geduld haben und die schwierige Lage der Sowjetunion berücksichtigen, heißt es, wenn Jelzin eine ganze Stadt einäschern läßt. Jelzin, der nach dem auf so merkwürdige Weise dilettantischen Putsch der alten Nomenklatura als Demokrat in die Familie der Völkergemeinschaft aufgenommen wurde, handelte genauso wie je-

der seiner westlichen Kollegen handeln würde. Was man ihm ankreidet, ist die Tatsache, daß er das Problem nicht diskreter gelöst hat.

Wo aber sind bis heute die Aufrufe, Erklärungen und ganzseitigen Anzeigen in den Tageszeitungen, die im Bosnienkonflikt auf eine Intervention der UNO gedrängt haben? Die Tatsache, daß die UNO keine Friedenstruppen nach Grosny schicken kann, ist allein keine hinreichende Erklärung für die Neutralität der Intellektuellen. Und bezeichnend ist es, wenn Freimut Duve, dessen hysterisches und überschnappendes Geschrei zu Bosnien noch gut in Erinnerung ist, in einem Kommentar in der *taz* zu Grosny plötzlich Kreide gefressen zu haben scheint. Die breitangelegte Niedermetzelung einer ganzen Stadtbevölkerung wäre tatsächlich einmal Anlaß gewesen, in welcher Form und aus welchen Gründen auch immer gegen den rabiaten Militäreinsatz zu protestieren. Um dagegen zu sein, daß eine ganze Stadt in Schutt und Asche gelegt wird, muß man den Tschetschenen nicht zu Füßen zu liegen und aus ihnen auch keinen neuen Mythos von einem tapferen und nach Unabhängigkeit strebenden Volk basteln. Um dagegen zu sein, genügt es, die imperialistische Politik einer Großmacht zu verurteilen, die mit den Einwohnern des Landes nicht nach Belieben umspringen darf. Aber wie es aussieht, haben die Unterschriftsteller an der Schonbezugpolitik und der vornehmen Zurückhaltung ihrer Regierung gegenüber dem Vernichtungsfeldzug Jelzins in Tschetschenien nichts auszusetzen.

Über die Fortsetzung eines Skandals

Auf welche Ideen Feuilletonisten so kommen, wenn sie sich einmal »unverkrampt« einem »Tabuthema« nähern

Am 9. Februar 1995 verschickte der Piper-Verlag eine Presseeklärung, in der mitgeteilt wurde, daß das Buch *Auge um Auge. Opfer des Holocaust als Täter* von John Sack nicht ausge-

liefert wird. »Offensichtlich ist es so, daß dieses Buch zu dem Mißverständnis Anlaß geben könnte, als ließe sich der Holocaust mit anderen Verbrechen aus dieser Zeit vergleichen oder gar aufrechnen.« Daß es sich keineswegs um ein »Mißverständnis« handelte, sondern vom Autor des Buches beabsichtigt war, das hatte Eike Geisel zuerst in *Konkret* 2/95 und später in der *Frankfurter Rundschau* nachgewiesen.

Bereits einen Tag später, am 10.2., machte der rechtskonservative *Tagesspiegel* deutlich, daß John Sacks Botschaft, »die Juden waren wie die Nazis«, verstanden worden war, auch ohne daß das Buch erschien. Daß die Juden nicht bloß Opfer gewesen waren, sondern in der Nachkriegszeit als Kapos in Konzentrationslagern für »unschuldige« Deutsche ein Schreckensregime führten, was ihrer Verfolgung zumindest nachträglich eine gewisse Plausibilität verlieh, die Aussicht also, von einem kompetenten, d.h. jüdischen Autor zu erfahren, die Juden seien auch nicht besser, ja teilweise sogar schlimmer als die Deutschen gewesen, hatte den *Tagesspiegel*-Redakteur Thomas Lackmann derart in Erregung versetzt, daß er seine Enttäuschung über den Rückzug des Piper-Verlags nicht zurückhalten mochte: »Die richtige Richtung im bundesdeutschen Verdrängungskonsens lautet: Opfer sind Opfer, sonst nichts. Allerdings lassen die Märtyrer auf dem Sockel das Volk der Nachgeborenen ebenso gleichgültig wie seine Täter-Väter im Schlund der Dämonisierung.«

Leute, die sich nie getraut hätten, einen Naziverbrecher, der noch nicht rechtskräftig verurteilt wurde, einen Verbrecher zu nennen, weil sie keine einstweilige Verfügung riskieren wollten, nehmen kein Blatt vor dem Mund, wenn es um einen in Israel lebenden Juden geht: »Solomon Morel ... ist offensichtlich ein Verbrecher«, behauptet Lackmann im forschen Kasinoton, obwohl es zwar einige Zeugenaussagen, aber kein Gerichtsverfahren gegen den Beschuldigten gegeben hat. Und inspiriert von diesem Einzelfall spekuliert Lackmann: »Den industriellen Völkermord haben Juden

weder erfunden noch betrieben. Aber wären sie dazu in der Lage? Eine widerliche Frage; die hypothetische Antwort muß lauten: Ja.«

Lackmann wurde weder entlassen, noch wurde – trotz Zusage – eine Erwiderung von Eike Geisel auf Lackmanns Traktat abgedruckt. Stattdessen erhielt Lackmann Unterstützung von der *Welt* (vom 2.3.95), die John Sack zu einem verfolgten Schriftsteller hochstilisierte. Einfühlsam schilderte das Blatt die Erschütterung Sacks, nachdem er erfahren hatte, daß den Deutschen sein Werk vorenthalten wird. »Ich bin schockiert, und ich kann das alles noch nicht fassen«, stammelt der 65jährige.« Dabei habe er doch nur seiner Pflicht als Reporter gehorchend »ausführlich recherchiert und hautnah aus der Perspektive der Betroffenen« geschrieben. »Ein in den USA allseits geachteter Schreiber«, ein »hochangesehener Journalist«, »der letzte echte Vertreter des sogenannten new journalism« sei er, tönt die *Welt*, nur in den USA weiß niemand vom Ruf John Sacks, dessen Name allenfalls als Ghostwriter der Memoiren Leutnant Calleys, dem Verantwortlichen des Massakers von My-Lai, in Verbindung gebracht wird.

Eike Geisel, verteidigt die *Welt* John Sack, habe ihn zu Unrecht »des Antisemitismus und der Verniedlichung des Holocaust« verdächtigt. Schließlich sei John Sack Jude und müsse deshalb wissen, wovon er rede; außerdem hat er »alleine über Auschwitz 30 Bücher gelesen«. Und in der Tat betont John Sack, daß er keineswegs die Ermordung von sechs Millionen Juden verharmlosen wolle. Diese Statements aber sind nichts als Bekenntnisfloskeln, da Sack in seinem Buch gezielt den Eindruck vermittelt, als wäre das genaue Gegenteil der Fall. Einen »bösen Juden« wolle Geisel aus ihm machen, so schreibt John Sack in einem unveröffentlichten Leserbrief an die *Frankfurter Rundschau*, dabei sei Geisel doch selber einer, »er braucht nicht weiter als in seinen eigenen Spiegel zu schauen«.

Soweit man aus Rücksichtnahme auf den Anzeigenkunden Piper überhaupt berichtete, war man sich in der linksalternativen und bürgerlichen Presse zwar darüber einig, daß es sich um ein schlampig recherchiertes und sensationslüsternes Buch handelte, aber die Absicht von John Sack war durchaus ehrenwert. Stefan Reinecke warf Eike Geisel im *Freitag* (vom 17.2.95) »bemerkenswerte Herzlosigkeit« vor bei der Behandlung der delikaten Frage, was den 1945/46 in Polen zurückgebliebenen »Volksdeutschen« an Unrecht zugefügt wurde. Und die *taz*? Die *taz* hatte den Artikel Geisels mit der Begründung abgelehnt, er enthielte zuviele Unterstellungen. Am 23.2.95 meldete sich dann der Polenkorrespondent Klaus Bachmann zu Wort, und nun wurde deutlich, warum die *taz* den Artikel von Geisel tatsächlich nicht haben wollte. Denn offensichtlich ist es seit neuestem Pflicht, sich dem »Tabuthema Vertreibung« »unverkrampt« zu nähern. Was Bachmann an John Sack bemängelte, war vor allem seine »grenzenlose Naivität«, denn zu diesem Thema könne man sich »entweder überhaupt nicht, oder wenn, dann (nur) unter permanenter Hinzufügung, daß die Vertreibung letztendlich eine Folge des von Deutschen begangenen Weltkrieges, von Auschwitz und den deutschen Verbrechen sei«, äußern.

Die »Opfer der Opfer« waren früher die Palästinenser, und sie waren es aus Gründen der Entschuldung der Deutschen. Nicht nur, weil sich die Palästinenser inzwischen mit den Israelis auf ein Friedensabkommen eingelassen und sich deshalb des Vertrauens der Deutschen als unwürdig erwiesen haben, sondern weil es »endlich ein Ende haben [muß] mit dem gekrümmten Gang« (Peter Schneider), benötigt man in Deutschland den Umweg über den Nahen Osten nicht mehr. Seit John Sack die »Opfer des Holocaust als Täter« namhaft gemacht hat, weiß man, daß die »Opfer der Opfer« eben die Deutschen sind. Dieser Gedanke war so bestechend, daß ihn Helga Hirsch in einem umfangreichen

Dossiers in der *Zeit* (vom 2.12.94), in dem sie John Sacks Buch ausführlich referierte, gleich als Resümee niederschrieb. Nicht nur der *Tagesspiegel* und die *taz* waren voll des Lobes für Helga Hirsch, sondern auch die *Zeit* (vom 17.2.95) fühlte sich in einem gegenüber John Sack äußerst lauen Artikel bemüßigt, sich selbst auf die Schulter zu klopfen. Statt darauf zu hoffen, daß die Peinlichkeit bald vergessen sein würde, druckte die *Zeit* zwei Wochen später (2.3.95) im redaktionellen Teil einen Leserbrief John Sacks ab, und so machte der *Zeit*-Leser die verwirrende Erfahrung, daß man denselben Standpunkt einnehmen und dennoch unterschiedlicher Meinung sein kann oder umgekehrt, denn auch John Sack zitierte den Artikel von Helga Hirsch als Beleg, daß alles, was »das Buch erzählt, wirklich geschehen ist«, und er beklagte zu Recht den Umstand, daß sein Buch trotz dieser großartigen Referenz nicht erscheint. Helga Hirsch jedenfalls ist dafür, daß John Sacks Buch publiziert wird.

Nur einer hatte dummerweise von dem ganzen Rummel nichts mitgekriegt. Man fragte sich schon verwundert, wie es möglich war, daß dem Spezialisten in Sachen Antisemitismus dieser Skandal durch die Lappen gehen konnte, als er sich doch noch zu Wort meldete. Beleidigt nörgelte Henryk M. Broder in der *Woche* darüber, daß ihm niemand Bescheid gesagt hatte. »Und so erfahren die verhinderten Leser nur aus zweiter Hand, von privilegierten Rezensenten, worum es in diesem Skandalbuch geht.« Der »privilegierte Rezensent« ist Eike Geisel, der sich die amerikanische Ausgabe besorgt hatte.

Auch wenn die Pressestelle des Piper-Verlages immer bestritten hat, daß ihre Entscheidung mit den Artikeln Geisels irgendetwas zu tun hätte, so gibt es jetzt doch ein Eingeständnis vom Piper-Verlagschef Viktor Niemann selbst. In der Wochenendbeilage der wichtigsten israelischen Tageszeitung *Ha'aretz* war nämlich Geisels Artikel übersetzt worden, woraufhin Niemann in einem Leserbrief mitteilte, daß

der Verlag wegen Geisels Rezension das Buch zurückgezogen habe.

Darauf hatten auch die *New York Times* und die *Herald Tribune* hingewiesen. Außer der Feuilleton-Redaktion der *Jungen Welt*, die durch Textvergleich verdienstvollerweise nachgewiesen hat, daß der Vorwurf John Sacks, Geisel hätte Passagen aus seinem Buch falsch übersetzt bzw. Zitate frei erfunden, aus der Luft gegriffen war, hat keine Zeitung in Deutschland diese Tatsache auch nur erwähnt. Damit hat man ganz den Bemühungen John Sacks entsprochen, der Eike Geisel als »linken Journalisten« zu denunzieren versuchte. Bloß links zu sein gilt jedoch noch nicht als ehrenrührig, und wenn John Sack etwas besser über die deutsche Situation Bescheid gewußt hätte, hätte er Geisel als »Kommunisten« beschimpft. Was man von denen zu halten hat, erzählte der *Tagesspiegel* (vom 4.3.95) und lieferte dadurch den Beweis, daß es sich bei dem Artikel von Thomas Lackmann keineswegs um einen Ausrutscher gehandelt hatte.

»Haben sich die Kommunisten«, so fragt ganz unschuldig und rein rhetorisch der Redakteur Malte Lehming, »die nationalsozialistische Rassenideologie zu eigen gemacht? Kann man das, was sie taten, überhaupt als Widerstand bezeichnen?« Daß in Buchenwald die Kommunisten »die mit Abstand größte Überlebensgruppe« waren, wertet Lehming als eindeutiges Indiz dafür, daß »die etwa 300 ›roten Kapos‹ das von der SS bestimmte Auswahlverfahren« und deren »sozialrassistische Vorurteile« teilten. Wodurch sich die Kommunisten von den Nazis unterschieden, war lediglich die Wortwahl: »Was die Nazis ›minderrassig‹ nannten, hieß für die Kommunisten ›völlig undisziplinierbar‹. Das Ergebnis war dasselbe: Zigeuner, Ostjuden, Russen.« Auf die Hilfe eines Juden wie John Sack, von dem man sich aus beruflichem Munde erzählen lassen kann, was den Deutschen von Juden angetan wurde, kann man mittlerweile verzichten. Die Zuneigung zu überlebenden Opfer gilt nun den »Volks-

deutschen«, sind Juden oder Kommunisten davongekommen, dann kann das nur heißen, daß sie das KZ-System der Nazis entweder imitierten oder davon profitierten.

Freiwillig verhält sich der *Tagesspiegel* so schäbig, wie er Kommunisten vorwirft, daß sie unter Zwang so gehandelt hätten, was nichts anderes heißt, als daß die Insassen selbst schuld waren an der durch das KZ-System erzeugten Barbarisierung der Gefangenen.

Das Thema war schon ziemlich gut abgehängt, als der *Spiegel* (11/95) eine fünfseitige Story über das Buch von John Sack brachte und das Schlußwort sprach. Lang und breit walzte die dafür eigens engagierte Zeithistorikerin Dorothea Hauser noch einmal aus, was in den bereits erschienenen Zeitungen an verdrecktem Herumgerede und lebhafter Phantasie zu lesen war. Beispielsweise wurde die Mitteilung aus der *Welt* kolportiert, John Sack sei ein anerkannter und berühmter Vertreter des new journalism, und weil die Autorin offensichtlich keine Ahnung hatte, was das ist, behalf sie sich mit einer Formulierung aus der gleichen Zeitung, die dieses Gerücht in die Welt gesetzt hat. Zu den New Journalists gehört man aber nicht deshalb, weil man »hautnah aus der Sicht der Betroffenen schreibt«. Tom Wolfe hat den Begriff »new journalism« in den sechziger Jahren geprägt und ihm gehören Autoren wie Jane Kramer, Joan Didion und Hunter S. Thompson an, die nicht besonders glücklich darüber sein dürften, daß ihnen in Deutschland John Sack zugerechnet wurde.

Aber das ist eine Petitesse gegenüber Hausers Versuch, John Sack in Schutz zu nehmen. Der »Wahrheitsgehalt« des Buches sei nicht zu bezweifeln, und die »Quellenbelege« hätten »jeder Überprüfung standgehalten«. Wirklich jeder? Und von wievielen? Die Dialoge seien »nicht erfunden«, sondern sind auf »über 300 Stunden Tonband festgehaltene wörtliche Rede«. Hat sich Dorothea Hauser tatsächlich die-

se 300 Stunden angehört? Alle Achtung, denn man kann in Sacks Buch schon kaum zwei Seiten lesen, ohne daß es einem schlecht wird, weil es dem Autor – selbstverständlich abgesichert durch 300 Stunden Tonband – offensichtlich Spaß macht, ausgiebig in der Fäkalien Sprache zu wühlen. Die Frage, worin der Gewinn eines Protokolls besteht, in dem sich die selbstverständlich »authentischen« Dialoge im wesentlichen aus so erkenntnisträchtigen Worten wie »Du Schwein«, »Nazischweine« und »Hurensöhne« zusammensetzen, verrät Dorothea Hauser dem Leser nicht. Sicher, stilistisch ließe sich einiges bemängeln, aber »hier hätte das Piper-Lektorat zur Glaubwürdigkeit des Buches beitragen können«. Wie das, wenn alle Zitate authentisch sind? Schade, Dorothea Hauser hätte Sacks Buch lektorieren sollen. Das wäre einen Versuch wert gewesen, Dorothea Hauser dabei zu beobachten, wie sie dem Buch »Glaubwürdigkeit« verliehen hätte.

Im Vorwort seines Buches schreibt John Sack: »Ja, der Holocaust hatte stattgefunden, die Deutschen hatten Juden umgebracht, aber wie ich jetzt erfuhr, war eine zweite Ungeheuerlichkeit geschehen, und die Juden, die dafür verantwortlich waren, vertuschten sie: Juden hatten Deutsche umgebracht.« In einem Satz ist der ganze Inhalt des Buches zusammengefaßt und verrät die umfassende Begriffslosigkeit des Autors und seiner Rezensentin, für die Auschwitz ein etwas größeres Massaker gewesen ist, eine »Ungeheuerlichkeit«, an der es wohl kaum noch etwas zu lektorieren gegeben hätte.

Nichts wäre verständlicher und einleuchtender gewesen, wenn die davongekommenen Juden tatsächlich gemacht hätten, was John Sack ihnen andichtet, nämlich sich an den Deutschen zu rächen, ohne darauf zu achten, ob es sich um einen SS-Mann handelt oder bloß um einen »Volksdeutschen«. Stattdessen haben die wenigen Juden, die sich bewaffnet zur Wehr gesetzt haben, wie Yitzhak Zuckermann in

A Surplus of Memory beschreibt, vergeblich versucht, die übriggebliebenen Juden vor den Pogromen im Nachkriegspolen zu retten und ihre Ausreise nach Palästina zu organisieren. Stattdessen konstruiert John Sack eine krude Geschichte, die sich auf nichts berufen kann als auf Einzelfälle. Die inzwischen verstorbene Lola Potok, eine dieser Einzelfälle, gab John Sack ziemlich eindeutig zu verstehen, daß sie mit seiner Art zu schreiben nichts anfangen konnte und daß sie ihn daran hindern würde, das Buch zu veröffentlichen.

Was aber zieht Dorothea Hauser für eine Lehre aus Sacks Buch? »Schließlich gehört zur deutschen Verarbeitungskultur«, schreibt sie, »die ebenso unmenschliche wie mystifizierende Forderung, alle Juden müßten makellose Heilige sein.« Nicht nur, daß dieser Gedanke selbst mystifizierend ist, unterschlägt sie doch die weitverbreitete Meinung, daß sich die Juden wie Lämmer zur Schlachtbank haben treiben lassen und daß in der Formel »Opfer der Opfer« die Juden zu Tätern avancierten, die an den Palästinensern Völkermord begingen, sie begreift auch schlichtweg nicht den Zusammenhang, in dem ihre Aussage die von John Sack intendierte Richtung bekommt, nämlich daß »die« Juden »ebenso grausam wie ihre Vorbilder in Auschwitz« waren.

»Über die Opfer dieser Zwangsumsiedlung (der Deutschen) wird wenig geredet«, schreibt Dorothea Hauser und redet doch selbst im Duett mit Klaus Bachmann von der *taz* von nichts anderem. Und sie fährt fort: »- vor allem in der Furcht, unbelehrbare Rechte könnten sie zur Relativierung der Nazi-Verbrechen mißbrauchen.« Unbelehrbare Rechte braucht man für dieses Geschäft nicht mehr. Das besorgt viel besser Dorothea Hauser im Spiegel.

Die Verdienste der Stasi auf dem Weg zur inneren Einheit

Hätte es die Stasi nicht gegeben, wären viele Geisteswissenschaftler im Westen arbeitslos, Journalisten und Schriftsteller wüßten nicht mehr, über was sie schreiben sollen, den sogenannten »DDR-Dissidenten« würde ihr Lebenssinn verloren gehen, den Osis ein wesentlicher Bestandteil ihrer Ostidentität abhanden kommen und selbst das Nürnberger Arbeitsamt hätte Schwierigkeiten, seine Angestellten sinnvoll zu beschäftigen, die sich seit Dezember 1994 damit abmühen dürfen, Aktenschnipsel wieder zusammenzufügen und zusammenzulegen. Auf diese Weise hat die Wiedervereinigung doch noch einen Sinn bekommen und die Stasi einen Beitrag zur Überwindung der Schwierigkeiten beim Zusammenwachsen der zwei deutschen Staaten geleistet.

Heute läßt sich kaum mehr vorstellen, womit die Zeitungen ihre Seiten gefüllt und die Fernsehsender ihre Programme gestaltet hätten, wäre da nicht der Mauerfall und seine Folgen gewesen. Journalisten, die sich immer etwas Neues ausdenken mußten, um im Geschäft zu bleiben, öffneten sich die Büchse der Stasihinterlassenschaft. Die Jahre des Grübelns waren vorbei, die Stasi hatte für den Stoff gesorgt, an dem sich ganze Generationen von Autoren nähren können, die Stasi ist der Ideenlieferant für Talk-Shows, Kabarett, Theaterinszenierungen, Podiumsdiskussionen und dem

anschließenden Abdruck des Protokolls, für Features, Feuilleton und Tagesthemen. Sie ist ein Quell der Inspiration für Verlage, Drehbuchautoren und Krimischreiber. Wieviel das öffentliche Leben der Bundesrepublik der Stasi verdankt, das wissen diejenigen am besten, die am meisten vom schlechten Ruf dieses Vereins profitiert haben. Noch im Jahre 5 der neudeutschen Zeitrechnung vergeht kaum ein Tag, an dem die Stasi nicht für eine Schlagzeile sorgt und nicht mit einer neuen Geschichte präsent ist.

Jahrzehntlang hingen ehemalige 68er am Tropf der Bundesanstalt für Arbeit, weil es für den Abschluß des damals so beliebten Studiums der Geisteswissenschaften keine Verwendung mehr gab, nachdem die C4-Professuren an der Universität unter ihnen aufgeteilt, die Redaktionen der Zeitungen und der Rundfunkanstalten besetzt waren und auch die Programmkommission der SPD niemand mehr benötigte. Das änderte sich erst mit der Wiedervereinigung und der Übernahme der riesigen Aktenberge, die die Stasi der Nachwelt vermacht hatte. Wer jetzt keinen Job bekam, war selber schuld, und so geschah es, daß die arbeitslosen Geisteswissenschaftler doch noch einer gemeinnützigen Arbeit zugeführt werden konnten, einer Arbeit übrigens, die maßgeschneidert auf die Altlinken paßte, denn niemandem konnte eine größere Freude mit der Aufarbeitung der DDR-Geschichte gemacht werden als jenen, die nach langen Jahren des Studiums der Schriften von Mao, Enver Hodscha, Trotzki und Lenin mit der gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit ihres Wissens konfrontiert wurden und deshalb auch einmal ein nützliches Rädchen im Getriebe von Staat und Gesellschaft sein wollten. Sie legten einen Eifer und kriminalistischen Spürsinn an den Tag, weil sie sich dafür rächen wollten, daß die Ideologie, der einst ihre Jugendliebe galt, ihnen nicht den Erfolg und Ruhm eingebracht hatte, den sie sich insgeheim immer versprochen hatten. Jeder normale Mensch würde sich noch mit der Lektüre eines Telephon-

buchs vom Studium der Dokumente erholen, die kleinbürgerliche Ressentiments, eifriges Denunziantentum und devote Beflissenheit ausdünsten. Nicht so der in den SED-Archiven untergekommene Altachtundsechziger, der sich wundert, daß es stinkt, wenn er an der Mülltonne schnuppert, und dem es ein Erfolgserlebnis ist, wenn er eine kleine Verästelung im Stasigewebe aufgedeckt hat. Und ob es nun die Gespräche zwischen Honecker und Kohl, irgendwelche Ergebensheitsadressen und Hymnen auf die DDR sind oder IM-Berichte an die Stasi, man erfährt es von ihm.

Journalisten, die sich früher auf das Verhältnis von Deutschen und Juden spezialisiert hatten, haben umgesattelt und dank der Stasi ein neues Tätigkeitsfeld entdeckt, das so inspirierend auf sie zu wirken scheint, daß sie von sich nur noch in der Mehrzahl sprechen. Und auf die gleichen Journalisten, die sich früher gerne über den Gegenstand ihrer Kritik lustig gemacht haben, wirkt die Stasi wie ein moralischer Weichspüler, denn sie bekommen eine getragene und belegte Stimme, wenn sie vom »Unrechtsstaat und Terrorregime« DDR reden. Von Broder und seinem alter ego Henryk M. erfährt man dann, daß Herr T. seinen Nachbarn Herrn S. bespitzelt hat. Herr T. wurde in den Akten als IM Schneemann geführt und berichtete der Stasi darüber, daß Herr S. mit seiner Familie nach Ungarn reist und »trotz seiner Invalidität viel mit dem PKW unterwegs ist«. Als normales nachbarschaftliches Verhältnis ließe sich das bezeichnen und niemand fände das auch nur erwähnenswert, wäre da nicht die Institution Staatssicherheit, durch die erst ein alltägliches Ereignis zum belanglosen Aktenvorgang wird und sich als Artikel für den Abdruck im *Spiegel* qualifiziert.

Aber durch solche Vorgänge beweist sich nicht gerade ihre Gefährlichkeit oder Heimtücke. Stattdessen hat die Stasi vielmehr als eine Art Seelsorger gewirkt, der man alles anvertrauen konnte und die Mitteilungen ihrer Bürger Bedeutung dadurch verlieh, indem sie sie archivierte. Die Stasi war

eine soziale Einrichtung, die den Kümernissen der DDR-Bevölkerung eine fast liebenswürdige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Für die Zeit nach ihrem Ableben hat sie Vorsorge getroffen, als sie das ethnologische und statistische Interesse an ihrer gemeinnützigen Tätigkeit berücksichtigte. Als vielleicht etwas primitiver Vorläufer von Infas standen ihr ein Apparat, siebzehn Millionen auskunftwillige Bürger und staatlich garantierte Arbeitsmöglichkeiten zur Verfügung, die Elisabeth Noelle-Neumann vor Neid erblassen lassen dürften. Diese in vierzig Jahren zusammengetragenen Umfrageergebnisse hat sie nun freundlicherweise dem Westen zur Auswertung überlassen.

Und was wäre mit den Opponenten des ehemaligen DDR-Regimes, wenn sie sich nicht an der Stasi abarbeiten dürften, wenn sie die Stasi nicht zumindest als Schimäre hätten, um über sie zu debattieren, sie zu analysieren und zu verurteilen? Gerade die heute im Wiedervereinigungsprozeß so sang- und klanglos untergegangenen ehemaligen Dissidenten haben es verdient, daß es da noch etwas gibt, aus dem sie auch heute noch Selbstwertgefühl schöpfen können, eine in ihrer Bedeutung allgemein anerkannte Institution, von der sie behaupten können, daß diese einmal ihr Gegner war. Und weil, wie alle zutiefst bedauern, es so erbitternd ist, daß ausgerechnet von den ehemaligen Bürgerrechtlern niemand mehr spricht, die doch schließlich die »erste friedliche Revolution auf deutschem Boden« gemacht haben, muß man es der Stasi hoch anrechnen, daß wenigstens sie sich auch nach 1989 um die Verlierer der Einheit kümmert. Wer würde denn heute noch mit dem Namen Jürgen Fuchs etwas anzufangen wissen, wenn er sich nicht mit dem auf die Stasi gemünzten »Auschwitz in den Seelen« unsterblich gemacht hätte, wem würde der Name Bärbel Bohley noch etwas sagen, wenn nicht ein bißchen vom Glanz der bekannten IMs mit den Decknamen »Notar« und »Sekretär« auch auf sie fallen würde, wer würde sich gar an Vera Wollenberger erin-

nern, wenn sie nicht mit dem Stasi-Mann »Donald« verheiratet gewesen wäre, und wer wollte bezweifeln, daß erst durch seine Beschäftigung mit Stasis und IMs sich auf Wolf Biermann wieder die Kameras zu richten begannen, nachdem es um ihn nach seiner Ausbürgerung still geworden war? Hat die Stasi durch diese fürsorgliche Tätigkeit etwa keinen Dank verdient, indem sie sich selbst um die bedürftigen Mitglieder der Gesellschaft kümmerte, die sich von der Medienöffentlichkeit so sträflich ignoriert fühlen?

Aber nicht nur auf eine gesellschaftliche Randgruppe hat die Stasi sozialtherapeutisch gewirkt. Sie hat auch den vom Wiedervereinigungsprozeß arg gebeutelten Ossi wieder zu Selbstvertrauen und Identität verholfen. Nicht irgendeiner Identität, sondern der spezifisch ostdeutschen Identität. Davon zeugte das mutige Auftreten von zwei beliebten ostdeutschen Rundfunkredakteuren, die der Mitarbeit bei der Stasi bezichtigt wurden bzw. sich selbst geoutet hatten. Etwa zweitausend Menschen zogen daraufhin in die Berliner Volksbühne, doppelt so viele wie diese aufnehmen konnte, um ihren gefallenen Helden aus dem Äther zuzujubeln. Der Applaus galt ihnen als Symbol für den ostdeutschen Widerstandsakt, bis zuletzt geschwiegen und sich geweigert zu haben, die eigene Biographie wegzuzwerfen, für Ausdauer und Beharrungsvermögen, alles Tugenden, die sich ohne die Stasi überhaupt nicht hätten bilden können. Selbst Sascha Anderson, der dank seiner Stasikontakte vor einigen Jahren einmal kurzfristig im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand und seitdem gründlich vergessen wurde, wurde von einer warmen Woge der Sympathie umspült. Die Stasi als identitätsbildendes Mittel wurde bislang nie richtig gewürdigt, obwohl es doch leicht einsichtig ist, daß der Vereinigungsprozeß nur dann von Erfolg gekrönt sein wird, wenn auch die Ostdeutschen Grund haben dürfen, stolz auf ihre Vergangenheit zu sein. Da sollte ihnen niemand hineinreden, denn schließlich mischen sich die Ostdeutschen auch nicht

ein, wenn man im Westen nach nationaler Identität schürft und sich dafür aus der unrühmlichen Geschichte bedient.

Alles triftige Argumente, die die Unverzichtbarkeit der Stasi unter Beweis stellen. Hat sie sich nicht schon in Zeiten, als die DDR noch existierte, vor allem auch als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bewährt? Und hat sie diese sehr lobenswerte arbeitsmarktpolitische Maßnahme nicht auch nach ihrer Auflösung erfüllt, als ihr Erbe von der Gauck-Behörde übernommen wurde? Statt sie also zu stigmatisieren, sollte man den hohen Grad an Kompatibilität und die vielseitige Verwendung berücksichtigen, die sie bei allen möglichen Gruppen und Individuen der Gesellschaft gefunden hat. Als Medizin täglich verabreicht, verleiht sie die Kraft der sieben Herzen, und in ihrer always ultra-Funktion ist sie sowohl moralisch reinigend als auch sozial verträglich. Sie paßt auf jeden Kirchentag, denn sie gibt Leuten Hoffnung, die ihre Zukunft bereits hinter sich hatten. Sie ist die Chance der großen Versöhnung, von der alle reden. Sie ist die Würze am Einheitsbrei, den alle auslöffeln müssen. Kurz, der Stasi sollte das Bundesverdienstkreuz verliehen werden. Schließlich hat Martin Walser auch den Dolf-Sternberger-Preis bekommen, ohne daß es irgendeinen Zusammenhang zwischen Autor und Preis gibt, was von den vaterländischen Verdiensten der Stasi nicht behauptet werden kann, denn sie hat den größten Nervensägen im Land zu ihrem Ausdruck verholfen. Und aus diesen Gründen muß den Befürwortern der Stasi-Schlußstrichdebatte klar gemacht werden: Keine Schließung der Stasiakten, niemals!